lambda

HOSI

LGBTIQ-Magazin
seit 1979

Bodyshaming

Nummer 197
4|2024

IMPRESSUM

46. Jahrgang, 4. Nummer
Laufende Nummer: 197

Erscheinungsdatum: 6.12.2024

Herausgeberin, Medieninhaberin:
Homosexuelle Initiative (HOSI) Wien

1. Lesben- und Schwulenverband Österreichs
(ZVR-Zahl 524 534 408)

Mitgliedsorganisation der International Lesbian, Gay, Bisexual, Trans and Intersex Association (ILGA), der International Lesbian, Gay, Bisexual, Transgender and Queer Youth and Student Organisation (IGLYO) und der European Pride Organisers Association (EPOA)

Redakteur*innen dieses Heftes:
Mo Blau, Sebastian Brandstätter, Chris, Skye Ebner, Barbara Fröhlich, Lisa Hermanns, Christian Höller, Carina Kapeller, Yvonne Laussermayer, Birgit Leichsenring, Ewald Magnes, Günther Menacher, Sven Mostböck, Florian Niederseer, Jo Obradovic, Ann-Sophie Otte, Tinou Ponzer, Klara Soukup, Michael Stromenger, Patricia Stromitzky, Anette Stührmann

Grafik Design:
Peter Medek

Icons:
Ruby Morrissette @local_goblin

Besonderer Dank für die Verteilung an
Zoltán Török, Martina Schwarz

Chefredaktion:
Mo Blau (mit Sven Mostböck)

Lektorat:
Noah David, Julian Johs,
Martina Schwarz

Hersteller:
Print Alliance HAV
Produktions GmbH
Druckhausstraße 1
2540 Bad Vöslau

Redaktionsanschrift:
HOSI Wien
Heumühlgasse 14/1
1040 Wien
Tel. (01) 216 66 04
lambda@hosiwien.at

BILDNACHWEIS

Cover-Foto: Athene Atlas - Credits Mo Blau

Autor*innenporträts:
Seite 5: Ann-Sophie Otte - Credits Marie Dvorzak
Seite 15: Klara Soukop - Credits CHUV 2022 | DEROZE Eric
Seite 17: Florian Niederseer - Credits Stefania Calderara
Seite 23: Yvonne Laussermayer - Credits Fabian Steppan
Seite 26: Günther Menacher - Credits mb_artsss
Seite 37: Tinou Ponzer - Credits VIMÖ/Leo Handle
die verbleibenden Porträtfotos - Credits bei den Abgebildeten

Weitere Fotos:
Seiten 6,8,12: Straßenfest - Credits Jakob Koch
Seiten 6-12: alle anderen Fotos - Credits HOSI Wien
Seite 13: Sitzbank - Credits BV4
Seiten 18-21: Athene Atlas - Credits Mo Blau

KONTAKT

Abonnement: Jahresversandgebühr € 15,–

Bankverbindung: AT92 1400 0100 1014 3980
BAWAATWW (BAWAG P.S.K.)

Leser*innenbriefe und Beiträge sowie Bestellungen früherer Ausgaben der LAMBDA an lambda@hosiwien.at.

Erscheinungstermin der
nächsten Nummer: 07.03.2025

Offenlegung nach §25 Mediengesetz:
www.hosiwien.at/offenlegung-lambda

– INHALT –

Impressum 2

Editorial

Grußwort 4
Gleichberechtigung, Respekt und Akzeptanz 5

Community & Politik

45 Jahre HOSI Wien 6
40 Jahre Mauthausen Gedenkstein 10

Zwischen Rüstung und Selbstakzeptanz 11
Aus lesbischer Sicht
HOSI Wien im Herbst 12
Bedürfnisse (er)kennen, Barrieren abbauen 14
Sub? 16

Bodyshaming

Athene Atlas im Interview 18
Mehr(wert)Gewicht 22
My Body, My Choice? 24
Rechtskolumne
Diskriminierung im Gesundheitssystem aufgrund des Körpergewichts 27

Umgang mit hochgewichtigen Menschen 28
Queer und behindert 30
Das A in LGBTQIA steht für Alt? 32
Jugendstil
Die Sehnsucht nach einem schönen Körper 33
Bin ich trans* genug? 34
Beide Dinge können wahr sein | Fremde Begegnungen 36
„Der wird ja einen kleinen … haben!“ 37
Pink Pony Clothes 38
Tinder, Badoo und Grindr 40

Kultur

Buchbesprechungen 42
Das verlorene Paradies 44

Grußwort

> Text von
> Mo Blau

Bodyshaming, das ist unser Überthema für die vorliegende Ausgabe der Lambda. Ein deutsches Pendant zum Begriff lässt sich scheinbar schwer finden. „Körperscham“, was soll das sein? Gemeint sind beim Bodyshaming vor allem gezielte negative Äußerungen zum Körper einer Person. Gerade zum Gewicht wird sich da im ursprünglichen Verständnis des Wortes ungefragt und übergriffig geäußert. Wer kennt sie nicht, die unerbetenen Kommentare bei der Familienfeier oder beim Grillfest im Bekanntenkreis. Lange gab es dafür kein richtiges Wort, weshalb sich nun mit dem Begriff aus dem Raum online beholfen wird. „Du hast aber ganz schön zugelegt. Wenn du so weiter machst, findest du nie eine Beziehung“, oder „Du fällst ja fast vom Fleisch, iss doch mal etwas!“ sind berüchtigte Beispiele. Während das für manche von uns harmlose Bemerkungen sind, können sie für andere auf Dauer eine starke Belastung bedeuten. Besonders dann, wenn sie ohnehin nicht akut etwas an ihrem Körper ändern können. Deshalb leben viele nach dem Leitsatz, „wenn du es nicht innerhalb von fünf Minuten ändern kannst, merke ich es höchtens auf explizite Nachfrage an, oder eben garnicht erst“. Soll heißen, einen Fleck vom Essen kann jemand vielleicht übersehen haben und noch schnell rauswaschen, die Form der Nase hingegen ist eher schwer schnell zu ändern, warum also überhaupt erst anmerken, dass sie einem nicht gefällt!?

Jetzt fragen sich sicher einige, wer so ein emotionaler Elefant im Porzellanladen sein könnte, solche Gedanken ungefragt zu teilen. Es ist jedoch nicht verwunderlich, dass es vielen Menschen nicht auffällt, wie unangebracht negative Kommentare zum Körper anderer sein können, wenn uns in den Medien vorgelebt wird genau das zu teilen sei erstrebenswert. Ganze Zeitschriften und Klatsch-Sendungen basieren auf dem Konzept, die Körper, Kleidung und das Liebesleben unserer Lieblingsstars zu kommentieren, bzw. einzuteilen in „gut“ und „schlecht“.

Eine neue Qualität hat allerdings die Besessenheit von PolitikerInnen und Meinungsmachenden erreicht, die es scheinbar mitunter als ihre wichtigste Aufgabe sehen, unsere Körper negativ zu kommentieren. Dabei spielen Machtgefälle immer eine große Rolle. Der Mann möchte durch Bodyshaming die Frau dazu bringen, seinen Vorstellungen eines richtigen Körpers zu entsprechen, um die erdachte natürliche Ordnung aufrecht zu erhalten. Die cis Person erklärt der trans Person, dass sie entweder zu viel oder zu wenig von etwas hat oder nicht hat, um einen Raum zu betreten, oder einfach nur an den falschen Stellen. Lesbischen Frauen wird ungefragt von heterosexuellen erklärt, dass sie nur schön seien, wenn sie auch lange Fingernägel hätten, obwohl das für manche eher unpraktisch wäre.

Wichtig zu sagen ist: Bodyshaming hört nicht mit dem privaten Raum auf, es ist Teil der Politikdebatten. Es endet nicht, nur weil ich mein Handy zur Seite lege, sondern passiert auch auf den Straßen, bei der Arbeit, überall wo Menschen miteinander sind. Es ist immer eine gewisse Ausübung von Macht, oder zumindest der Versuch, sich gegenüber dem, was als Falsch gilt, abzugrenzen, und das möchten wir doch bitte noch selbst für uns entscheiden. Unsere Körper sollten uns gehören!

Mo Blau

Chefredaktion dieser Ausgabe

Transgenderreferat
HOSI Wien

Gleichberechtigung, Respekt und Akzeptanz

> Text von
> Ann-Sophie Otte

Es ist gut zwei Monate her, dass mit der FPÖ eine Partei bei der Nationalratswahl fast 30 % der Stimmen geholt hat, die häufig durch populistische und ausgrenzende Rhetorik auffällt. Auch das globale Klima wird sich mit der erneuten Wahl Trumps zum US-Präsidenten nicht bessern. Für uns als queere Community ist das mehr als besorgniserregend. Doch gleichzeitig bedeutet es auch, dass unser Engagement wichtiger ist denn je – und dass wir gemeinsam mit noch mehr Nachdruck für unsere Werte und Rechte einstehen müssen.

Die FPÖ hat in der Vergangenheit immer wieder gezeigt, dass sie Positionen vertritt, die die Würde und Existenzberechtigung von LGBTIQ-Menschen in Frage stellen. Ihre Ablehnung von gleichen Rechten für queere Menschen, die Ablehnung von Maßnahmen gegen Hasskriminalität und die Kritik an Bildungsinitiativen, die Vielfalt fördern, zeigen, dass wir nicht nur keine gemeinsamen Grundwerte teilen, sondern dass die FPÖ ein gesellschaftliches Klima schafft, in dem wir als queere Menschen bestenfalls ignoriert werden und an den Rand der Gesellschaft gedrängt, realistischer jedoch aktiv angefeindet werden.

Doch wir sind keine Randerscheinung, und unsere Rechte und Würde sind ebenso wenig verhandelbar wie die aller anderen Menschen in diesem Land.

Die Aktivist*innen der HOSI Wien setzen sich seit 45 Jahren für die Rechte und die gesellschaftliche Akzeptanz von LGBTIQ-Personen in Österreich ein. Wir werden dies auch in schwierige Zeiten tun, unsere Rechte und Errungenschaften schützen und keinen Millimeter weichen in unserem Bestreben nach Gleichstellung. Wir müssen wehrhaft sein, denn ohne ein starkes Gegengewicht werden wir, wenn nicht in der kommenden, dann in der darauffolgenden Legislaturperiode, erleben, dass unsere hart erkämpften Rechte nur von kurzer Dauer waren. Die Tendenz ist klar: Österreich wählt konservativ und rechts und ist stolz darauf. Unsere Gegenwehr muss auf Bündnissen mit all jenen, die in Politik und Zivilgesellschaft an unserer Seite stehen, beruhen und darf nicht in eine Einzelkämpfermentalität ausarten.

Das Wahlergebnis verunsichert viele von uns, es macht Angst, weil wir nur erahnen können, wie es sich auf unser tägliches Leben auswirken könnte, sollte eine Partei den Kanzler stellen, deren „Einzelfälle“ im Kontext von Wiederbetätigung kaum zählbar sind. Umso wichtiger ist es, dass wir Räume wie das Gugg und andere Institutionen schaffen, in denen wir als Community zusammen kommen können und aus denen wir schöpfen können.

Gerade in Zeiten wie diesen dürfen unsere Solidarität nicht verhandelbar und unsere Stimmen nicht leise sein.

Wir stehen also vor einer doppelten Herausforderung: Einerseits müssen wir unsere Stimme in der öffentlichen Diskussion lauter und deutlicher erheben und klarstellen, dass wir eine offene und respektvolle Gesellschaft wollen. Andererseits müssen wir intern unsere Strukturen stärken und noch mehr Menschen ermutigen, sich für unsere Sache einzusetzen. Alle von uns können einen Beitrag leisten, sei es durch das Engagement in Vereinen wie der HOSI Wien, durch die Teilnahme an Veranstaltungen oder einfach durch das Vertreten unserer Werte im Alltag. In Zeiten wie diesen braucht es couragierte Menschen, die sich nicht entmutigen lassen, sondern entschieden für Gleichberechtigung, Respekt und Akzeptanz eintreten.

Ann-Sophie Otte

Obfrau
HOSI Wien

45 Jahre HOSI Wien

Straßenfest „45 Jahre HOSI Wien“, mit einem historischen Demonstrationsbanner der Regenbogenparade 1997

> Text von
> Sven Mostböck

Diesen Herbst gibt es die HOSI Wien seit 45 Jahren. Mit einem Straßenfest vor der HOSI Wien feierten wir dieses besondere Jubiläum der Gemeinschaft und des Aktivismus für die LGBTIQ-Community. Für diesen Anlass haben wir seltene Andenken aus unserem Archiv geholt – Banner aus 45 Jahren Demonstrationen.

Die 70er

Die HOSI Wien begann 1979. Schon davor gab es natürlich bereits LGBTIQ-Aktivismus in Österreich: Zum Beispiel gründete Franz Xaver Gugg im Jahr 1963 den „Verband für freie Mutterschaft und sexuelle Gleichberechtigung“, der das Recht auf Abtreibung und die Straffreiheit homosexueller Handlungen forderte. Nach einer Denunziation durch Medien als „Sexpartei“ zerbrach der Verband. Ab 1975 sammelten sich schwule Männer auch in der informellen Gruppe Coming Out (CO) und lesbische Frauen ab 1976 innerhalb der AUF (Aktion Unabhängiger Frauen) in einer eigenen Lesbengruppe. Aber obwohl 1971 das Totalverbot homosexueller Beziehungen zwischen Erwachsenen aufgehoben wurde, kam es mit der gleichen Reform zur Einführung von vier neuen Paragrafen zur Ungleichbehandlung und Unterdrückung der LGBTIQ-Community. Darunter war auch der § 220, „Verbot der Werbung für gleichgeschlechtliche Unzucht“, und der § 221 zur Untersagung von „Verbindungen zur Begünstigung gleichgeschlechtlicher Unzucht“ – was de facto einem Vereinsverbot für LGBTIQ-Vereine entsprach. Die Paragrafen wurden in Österreich, nicht überraschend, streng und konservativ ausgelegt. So war „Werbung“ alles, was Homosexualität als „gleichwertig“ hinstellte, also im Prinzip jede Form der Information. So wurden später selbst aus Deutschland importierte Aids-Aufklärungsbroschüren aufgrund des § 220 beschlagnahmt.

Aber dann ging es auch anders. Wolfgang Förster beschloss eine Schwulenbewegung in Österreich zu fördern, wie er sie in den USA kennengelernt hatte. Dazu suchte er per Zeitungsinserat nach Mitstreitern, die sich auch meldeten! Und dann zeigte sich, dass es auch Unterstützung in der Politik gab: Sepp Rieder, Sprecher des Justizministers Christian Broda (beide SPÖ), schlug nicht nur vor, nein, verlangte praktisch eine Vereinsgründung, um eine Bewusstseinsänderung der Öffentlichkeit zu ermöglichen; das Justizministerium würde dann dafür sorgen, dass der Verein nicht untersagt und eventuelle Verfahren eingestellt werden … und es funktionierte.

Gründungsmitglieder bei der konstituierenden Generalversammlung der HOSI Wien, 1980

Lesben in Wien – gibt's die?

Kurze Zeit später kam Helga Pankratz zur HOSI Wien und begann damit, sie maßgebend zu erweitern. 1981 war es soweit, die Lesbengruppe der HOSI Wien wurde gegründet. Geworben wurde für die Gruppe auf Frauenfesten, im Frauencafe und durch Anzeigen in der Zeitschrift Falter. Waltraud Riegler war (damals noch als Lesbensekretärin bezeichnete) Leiterin der Lesbengruppe. Sie wurde unterstützt von einigen Frauen und war auch an der 1989 von der HOSI Wien ausgerichteten ILGA Tagung in Wien tatkräftig involviert. Das erfreuliche Ergebnis war, dass mehr Lesben aus unterschiedlichen Ländern bei der Konferenz präsent waren. Auch die ILGA-Ost-Europakonferenz 1993, das ILGA-Europa-Seminar 1999, sowie die beiden Buchprojekte der HOSI Wien 1989 und 1996 fanden unter Beteiligung der Frauen aus der Lesbengruppe statt. Der Lesbenabend fand damals bereits am Mittwoch statt – diese Tradition blieb der HOSI Wien erhalten. Übrigens ist die Gruppe seit mehr als 20 Jahren explizit trans* inklusiv, als damals erste Lesben*gruppe in Europa. Die Gruppe hat sich inzwischen zur LesBiFem-Gruppe weiterentwickelt. Es werden alle willkommen geheißen, die sich als lesbische, bisexuelle und queere Frauen verstehen sowie Personen abseits der binären Geschlechterwelt, die sich selbst als queer und auf dem weiblichen Spektrum identifizieren.

An Helgas Küchentisch begann dann auch die nächste erfolgreiche Community-Gruppe der HOSI Wien. Hier trafen sich 1983 Helga und ihre Freundin Doris, dazu kamen Doris' Bruder Hans und sein Freund Robert – und beschlossen, eine Jugendgruppe zu gründen. Die Gruppe traf sich damals und heute auch noch am Donnerstag im Vereinszentrum der HOSI Wien. Wie jede Gruppe der HOSI ist auch die Jugendgruppe eine Möglichkeit, soziale Kontakte aufzubauen und Fuß zu fassen in der Community, aber auch eine zutiefst aktivistische Gruppe, die schon kurz nach ihrer Gründung anfing, Flugzettel zu drucken, an Demonstrationen teilnahm und Interviews gab. Und all das tut sie immer noch, nun als QYVIE – Queer Youth Vienna.

Die 80er und 90er Jahre waren geprägt von einer der größten Gesundheitskrisen der Nachkriegszeit – der Aids Pandemie. Diese tödliche Krankheit war damals kaum verstanden und nicht behandelbar. Sie führte nicht nur zu einem unfassbaren Verlust innerhalb unserer Community, sondern auch noch zu weiterer Stigmatisierung der LGBTIQ-Personen und einer kaum glaubbare Diskriminierung in der Gesundheitsversorge. All das führte 1992 zur Gründung eines

LESBENGRUPPE

lesben in wien - gibt's die? die gibt's! solche, die ihr bewußtsein deutlich und für jederfrau/mann sichtbar mit mut und stolz in dieser kleinkarierten alpenrepublik behaupten, und solche, die - von verinnerlichten normbegriffen und zwängen ausgehöhlt - sich lebenslänglich vor sich selbst und der umwelt verstecken. und alle schattierungen dazwischen.

Lambda Nachrichten #3/4, 1981

weiteren Projekts, dem Names Project der HOSI Wien durch Friedl Nussbaumer und Brigitte Zika-Holoubek. Das Names Project kommt aus den USA: 1987 nähte der Amerikaner Cleve Jones für seinen an Aids verstorbenen Lebensgefährten ein Gedenktuch in den Ausmaßen eines Grabes (90×180 cm) und schrieb dessen Namen darauf. Freunde schlossen sich an und stellten zusammen mit Jones bis zum Gay Pride Day 1987 vierzig Tücher fertig, zusammengefasst zu fünf Quadraten: Das war der Beginn des Quilt (wörtlich: Steppdecke). Auch das Names Project Wien sammelt solche Panels, geschaffen von Freunden und Familie, und verbindet sie zu bisher 12 Quiltquadrate bestehend aus 96 Tüchern mit mehr als 360 Namen plus 4 Quiltquadrate mit 124 Tüchern, die regelmäßig präsentiert werden, zum Beispiel für den Aids Memorial Day und am Welt-Aids-Tag.

“Die Tage sind heller, wenn man liebt”

Auch das Antifaschistische Komitee der HOSI Wien hat es sich neben dem aktiven Kampf gegen jede Form des Faschismus zur Aufgabe gesetzt, an die LGBTIQ-Opfer der NS-Zeit zu erinnern. Dazu organisieren wir Veranstaltungen wie Bildungsfahrten zur KZ-Gedenkstätte Mauthausen, gedenken bei den Befreiungsfeiern im KZ Mauthausen der homosexuellen Opfer des Nationalsozialismus und nehmen an anderen Gedenkfeiern teil. Ein Meilenstein des Antifaschistischen Komitees war die Benennung der HOSI Bibliothek in Ruth-Maier-Bibliothek im Oktober 2023. Hierzu wurde von Barbara Fröhlich und Petra M. Springer (Eds.) eine Broschüre veröffentlicht, die das Leben der von den Nationalsozialisten ermordeten Ruth Maier einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich machen soll. Auch Künstler*innen präsentieren darin ihre Auseinandersetzung. Die Broschüre liegt frei im HOSI Wien Vereinszentrum auf, und kann von der HOSI Wien Webpage heruntergeladen werden.

Straßenfest „45 Jahre HOSI Wien“
Andrea Brunner, Aids Hilfe Wien, mit einem Demonstrationsbanner zu 20 Jahre HOSI Wien

Aktivistische Aktionen in 45 Jahren

Hier kann natürlich nur eine kleine Auswahl gebracht werden. Aber hier sind ein paar Schmankerl: 1982 stürmten HOSI Aktivist*innen zumindest zweimal eine Bühne. Zum einen gleich zu Anfang des Jahres, beim berühmten Neujahrskonzert der Wiener Philharmoniker, dann kam es zu lesbischem Aktionismus im Künstlerhaus.

Seit 2019 gibt es nun auch in Österreich endlich die Ehe für Alle – nicht aufgrund eines politischen Wandels,

Lesbischer Aktionismus im Wiener Künstlerhaus, 1982

Pink Sheep, 2005

Warme Wochen, 1989

sondern aufgrund eines höchstgerichtlichen Urteils. Aber immerhin. Es war ein langer Weg dorthin. 1989 bei den Warmen Wochen gab es dazu eine aufsehenerregende Aktion in der Innenstadt, in Gestalt eines informellen Hochzeitsumzugs durch und anschließender Trauung in der Wiener Innenstadt. Fünf Jahre später erschienen HOSI Wien-Aktivist*innen für gleichgeschlechtliche Eheschließungen auf dem Standesamt. Der Beamte lehnte zwar ab, sagte aber in Wiener Mentalität in etwa: „Dann machts hoid eure Zeremonie“. So geschehen, garniert mit einer medienwirksamen Pressekonferenz.

Besonders auffällig war wohl das „Pink Sheep“, das sicherlich in jeder Familie vorkommt, aber leider immer noch nicht überall akzeptiert wird.

Aber die größe Demonstration, die die HOSI Wien inzwischen organisiert, ist ungeschlagen die Wiener Regenbogenparade, die jedes Jahr gegen den Strom auf der Wiener Ringstraße für die Rechte der LGBTIQ-Community demonstriert. Mit mehreren hunderttausend Teilnehmer*innen ist es die größte LGBTIQ-Veranstaltung und eine der größten Veranstaltungen in Österreich überhaupt. Sicherlich ist sie eine der energetischsten, lustigsten und dennoch politischsten Events in Österreich. Die erste Regenbogenparade fand 1996 statt, damals bereits mit mehr als 25 000 Besucher*innen. Für die Organisation der zweiten Parade wurde der CSD (Christopher Street Day) Wien Verein gegründet, der diese Aufgabe viele Jahre erfolgreich umsetze, mit dem Höhepunkt der ersten EuroPride in Österreich im Jahr 2001. Ab 2003 übernahm dann die HOSI Wien die Organisation der Parade, und stellte so die zweite EuroPride in Österreich im Jahr 2019 auf die Beine. Heuer gestalteten wir die 28. Wiener Regenbogenparade.

Sven Mostböck

Redaktion Lambda
HOSI Wien

40 Jahre Mauthausen Gedenkstein

> Text von
> Barbara Fröhlich

Am 09. Dezember 1984 wurde im Vernichtungslager Mauthausen weltweit der erste Gedenkstein für homosexuelle Opfer des Nationalsozialismus von den homosexuellen Initiativen Österreichs (HOSI Wien, HOSI Linz, HOSI Salzburg und der damaligen HOSI Steiermark) enthüllt.

Dieses geschichtsträchtige Ereignis werden wir, dem Anlass entsprechend, am 07. Dezember (also am Tag nach Erscheinen dieser Lambda) mit einem Festakt im Besucherzentrum der Gedenkstätte begehen.

Eröffnen wird den Gedenkakt unsere Obfrau Ann-Sophie Otte und einer Vertretung des Mauthausen Memorial, das uns die Räumlichkeiten für die Veranstaltung zur Verfügung gestellt hat, sowie auch bei der Planung Feedback gab.

Besonders freut es uns, dass Hannah Lessing vom Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus die Festrede halten wird. Hannah Lessing ist vielen älteren Aktivist*Innen aus jener Zeit gut bekannt, als wir um die Anerkennung homosexueller Menschen als Opfer des Nationalsozialismus kämpften. Sie war uns hierbei stets eine wertvolle Unterstützung – im Namen des Nationalfonds, aber auch persönlich. Auch Andreas Brunner von Qwien wird einige Worte sprechen.

Wir werden auch eine Live-Zuschaltung aus Stockholm haben: Bill Schiller von Tupilak wird Grußworte an die Anwesenden und HOSIs richten. Ein Vertreter von Tupilak (Mitglied des internationalen Netzwerks ILGCN – International Lesbian and Gay Cultural Network) wird der Gedenkfeier vor Ort beiwohnen und den HOSIs den „Orfeo Iris“ Award überreichen. Dieser Preis zeichnet außergewöhnliche Beiträge, die sich mit dem „versteckten Holocaust“ – der Situation von Schwulen und Lesben in den nationalsozialistischen Todeslagern und der neonazistischen Verfolgung von Homosexuellen – beschäftigen, aus. Anschließend gehen wir gemeinsam zum Gedenkstein, wo Markus Steup (HOSI Wien) und Michael Müller (HOSI Linz) einige Worte sprechen werden.

Gerade heute, wo das politische Pendel weltweit wieder stark nach Rechts ausschlägt, sind Veranstaltungen des Erinnerns an die Opfer jener dunklen Zeit unserer Geschichte so wichtig. Der Satz „Niemals wieder“ wurde uns als Vermächtnis von den Opfern dieser grausamen Zeit übertragen. Nehmen wir unsere queeren Vorfahren zum Vorbild, die in einer Zeit, als Akzeptanz noch weit davon entfernt war in der Mitte der Gesellschaft anzukommen, dafür gesorgt haben, den homosexuellen Opfern ein offizielles Denkmal in einem Vernichtungslager, nämlich hier in Mauthausen, zu setzen.

Es liegt nun an uns, sich rechtzeitig und mit aller Vehemenz antidemokratischen Strömungen entgegenzustellen. Ein Teil dessen ist auch, dass wir an unserer Erinnerungskultur festhalten. Daher sind Veranstaltungen wie jene am 7. Dezember in Mauthausen so wichtig.

Wer sich näher für die damalige Enthüllungsfeier des Mahnmals interessiert, kann in den Lambda Nachrichten 1985/1 mehr darüber lesen (online im Archiv auf www.lambdanachrichten.at).

Enthüllung des Gedenksteins durch Reinhardt Brandstätter (links) in Mauthausen, 1984

Barbara Fröhlich

Names Project Wien
HOSI Wien

Aus lesbischer Sicht

Zwischen Rüstung und Selbstakzeptanz

> Text von Patricia Stromitzki

„Kurz bevor ich das Ende des Tunnels erreichte, schlug ich den Kragen meiner Lederjacke hoch. Nicht weil es kalt war. Es war erst Anfang September. Nein, es hatte denselben Effekt wie ein unverwundbarer Panzer. Eine glänzende Rüstung, in der du durch das Portal einer Burg reitest, um die Tochter des Königs zu entführen." (Mirjam Müntefering, „Ada sucht Eva")

Hast du dich schon einmal durch deine Kleidung oder Make-Up geschützt? Vielleicht eine Lederjacke übergestreift oder mit extra rotem Lippenstift die Lippen nachgezogen? Wir können selbst entscheiden, wann und ob wir solch einen körperlichen Schutz brauchen. Aber wenn man eine queere und (meist) binär weiblich gelesene Person ist, ist man einer doppelten Belastung durch Bodyshaming ausgesetzt. Einerseits wirken gesellschaftliche Schönheitsstandards auf uns ein, die unser Denken über unsere Figur, unsere Frisuren, bestimmte Körperteile und Kleidungsstücke beeinflussen. Andererseits sind wir auch bestimmten Erwartungen innerhalb der Community ausgesetzt. Wir erleben den Druck, welcher unsere eigene Wahrnehmung, unser Selbstbewusstsein, unser Körperbild und das Dating-Leben beeinflussen kann. Entsprechen wir nicht den Klischees, so können wir uns unsichtbar fühlen, egal ob in der Welt da draußen oder in der eigentlich geschützten Community. Wir spüren also den Druck des „Passings", wollen hineinpassen in die Welt, in die Community. Dies kann dazu führen, dass wir unser eigenes Wohlgefühl und unsere Authentizität unterdrücken, um die externen Anforderungen zu erfüllen. Dabei kann es der Person, der du gerade ins Gesicht schaust, genauso gehen wie dir – denn sie teilt vielleicht die gleichen Erfahrungen. Um diesem Druck etwas entgegenzusetzen, können wir uns Wege wie unsere Kleidung oder die Gestaltung unseres Äußeren suchen, um eine Art Rüstung als Schutz unserer Körper anzulegen. Das kann eine Lederjacke sein, aber auch andere Möglichkeiten sind denkbar. Die Freiheit, diese Rüstung an- oder ablegen zu können, kann uns dabei helfen, mehr Selbstbewusstsein zu entwickeln und uns Mut geben.

Scham statt Zorn oder Zorn statt Scham

Was meint Bodyshaming eigentlich? Das englische Verb „to shame" bedeutet jemanden beleidigen, beschämen. Diese Beschämung ist hier auf den Körper bezogen und in diesem begründet. Es kann jede Form der Abwertung umfassen, zum Beispiel Gewicht, Kleidung oder Erscheinungsbild. Dabei ist in binär gedachten Körpern sehr viel gesellschaftlich eingeschrieben, insbesondere in weiblich gelesene Körper. So lernen weiblich sozialisierte Personen beispielsweise Scham zu empfinden, wenn ihnen jemand unrecht antut, statt Zorn zu empfinden und entsprechend zu handeln. Sie reagieren somit mit Selbstbeschuldigung, statt Täter*innen laut und zornig auf Normverstöße hinzuweisen. Sie fragen sich, was sie falsch gemacht haben, statt zu benennen, dass die andere Person falsches Verhalten zeigt. Sie erlernen das ideale Normverhalten und das normierte Aussehen und sind sich dessen bewusst, wenn sie dem nicht entsprechen. Es erfordert Kraft und Reflektion, diesem erlernten Verhalten entgegenzutreten und aktiv dagegen zu handeln, um neue Verhaltensmuster zu etablieren und Selbstakzeptanz zu empfinden. Dabei kann Zorn kraftvoll und befreiend wirken, wenn dieser ans Außen gerichtet ist, statt wie Scham auf das Innen. Er kann uns die Kraft geben, Unrecht offen zu thematisieren und uns Unterstützung von anderen einbringen.

Nach dem Erfahren von Bodyshaming fühlt die betroffene Person selbst Scham, Unsicherheit, es erschüttert möglicherweise tiefgreifend das eigene Selbstbewusstsein. Dabei ist es der eigene Körper, der von außen bewertet wird – eine Bewertung, die dem Gegenüber nicht zusteht. Auch in der Community sind Personen, die bewertendes Verhalten erlernt haben, wir können uns während unserer Sozialisation kaum dagegen wehren. Aber wir können aktiv dagegenhandeln. Wir können uns dafür entscheiden, solche gesellschaftlichen Strukturen zu durchbrechen und als Grundannahme annehmen: Fremde Körper werden nicht bewertet. Reflektiere ich selbst mein Verhalten nicht und bewerte andere, sorge ich dafür, dass andere sich schlecht fühlen, dann bin ich selbst im Unrecht. Die Scham sollte nicht bei der bewerteten Person liegen. Entscheiden wir uns als Community immer wieder dafür, aktiv solches Verhalten zu ändern, können wir den uns auferlegten Klischees widerstehen. Wir können unsere Körper als Schutz nutzen, aber auch als Ausdrucksformen unserer Identitäten, wir können Grenzen setzen und für Respekt einstehen.

Patricia Stromitzki

LesBiFem-Team
HOSI Wien

HOSI Wien im Herbst

Ein unvollständiger Rückblick

■ 21. September Straßenfest „45 Jahre HOSI Wien“

Die HOSI Wien wurde 45! Zu diesem Anlaß organisierten wir ein fabelhaftes Straßenfest, auf dem wir auf 45 Jahre Aktivismus und Community-Arbeit zurückblickten. Wir wurden unterstützt von unseren Kolleg*innen und Freund*innen, die spannende Workshops organisiert haben: Ein Queer History Workshop mit Sebastian Pay, ein Drag Workshop mit Honey Mustard, und eine Führung um den Block von QWIEN. Und dann gab es natürlich noch Drag Shows und die besten DJ-Vibes der Stadt.

Straßenfest, 21. September

■ 24.-28. Oktober

40 Jahre IGLYO – Das Jubiläum der internationalen LGBTIQ-Jugendorganisation wurde Ende Oktober bei der Mitgliederkonferenz in Ljubljana gefeiert. Michi aus unserem internationalen Komitees hat uns in Slowenien vertreten und hat an den Workshops von Mitgliedsorganisationen, spannenden Vorträgen und dem Austausch mit anderen Organisationen teilgenommen.

■ 28. Sepember

In unserer 44. ordentlichen Generalversammlung präsentierten wir das vergangene Vereinsjahr der HOSI Wien und besprachen unter anderem, was für das kommende Jahr geplant ist.

■ 3. Oktober

Die Wahlergebnisse der Nationalratswahl sind erschreckend für unsere Community. Fast ein Drittel der Wähler*innen hat sich für eine Partei entschieden, die offen gegen unsere Community hetzt und uns unsere Rechte abspricht. Eine Verteidigung unserer Rechte ist nur gemeinsam möglich. So waren wir Teil des Queer Blocks der ersten Donnerstagsdemo, die am 3. Oktober durch die Innenstadt zog.

Donnerstagsdemo, 3. Oktober

2.-3. November

Zwei Vertreter*innen unseres internationalen Komitees waren an diesem Wochenende bei der Jahreshauptversammlung der European Pride Organisers Association EPOA. Neben Workshops und Vernetzung mit anderen europäischen Prideorganisator*innen wurde auch über den Austragungsort der EuroPride 2027 abgestimmt. Wir gratulieren Turin für den Zuschlag und wünschen alles Gute für die Vorbereitungen!

8. November

Im Mai 2025 wird QWIEN ihre neuen Räumlichkeiten mit Ausstellungs- und Veranstaltungsraum offiziell eröffnen. Anfang November durften wir einen ersten Blick in das Zentrum für queere Geschichte werfen und gemeinsam auf das neue Zentrum anstoßen. Wir wünschen alles Gute für die weiteren Arbeiten bis zur Eröffnung!

12. November

Nach der Errichtung eines Zebrastreifens im Sommer haben wir nun wieder eine Sitzbank vor dem Gugg. Und es wurde eine ganz besondere Bank, in den Regenbogenfarben unserer Community. Kommt und macht es euch gemütlich!

Die neue Regenbogen-Sitzbank vor dem Gugg.Mit Lea Halbwidl, Bezirksvorsteherin Wieden, Michi Redlich und Markus Steup.

19. November

An einem Infoevent im Gugg gab das Team von Vienna Pride Einblicke in die Arbeit, die in die größte LGBTIQ+ Veranstaltung Österreichs einfließt. Es gab die Möglichkeit, sich umfassend darüber zu informieren, wie man durch ehrenamtliche Mitarbeit und viel Leidenschaft Teil dieses außergewöhnlichen Events werden kann.

Spiel und Spaß

Die letzten Monate gab es wieder eine Fülle an Events im Gugg, mit einem Pubquiz am 17. September, einem Werwolfabend am 22. Oktober und einer schaurigschönen Halloweenparty am 31. Oktober. Außerdem gab es ein Wuzzelturnier am 16. Oktober und ein Halloween-Karaoke am 30. Oktober am LesBiFem-Gruppenabend. Auch unser QYVIE-Team hatte wieder viel auf die Beine gestellt, mit Karaoke (3. Oktober) , Improvtheater (26. September), Pubquiz (19. September und 24. Oktober) und Werwolf (17. Oktober) am Donnerstag-Jugendabend.

Alle Events finden sich im Kalender auf hosiwien.at

Salon Blau

Wie angekündigt lief die Staffel 2 des Salon Blau im Gugg, mit Events am 26. August (mit einem Gastauftritt, in dem die Lambda dem Publikum vorgestellt wurde), einem Halloween-Special Ende Oktober und auch am 11. November. Die letze Show der Saison findet am 9. Dezember statt.

Queer Sports Collective

Unser neues Queer Sports Collective war sehr aktiv in den letzten Monaten, mit einer Wanderung im Lainzer Tiergarten mit Michi, Radtouren nach Greifenstein und zur Panozzalacke mit Ina, und Laufevents entlang dem Ring.

Bedürfnisse (er)kennen, Barrieren abbauen

LGBTIQ+ Krebsversorgung

> Text von
> Klara Soukup

Eine Krebsdiagnose löst bei Betroffenen oft Angst aus. Wenn dazu noch die Unsicherheit kommt, wie das behandelnde medizinische Personal auf eine Person zugeht und ob sich Ärzt*innen und Pflegende mit den Besonderheiten der LGBTIQ+-Community auskennen, kann dies zusätzliche Sorgen hervorrufen.

Die Europäische Gesellschaft für Onkologie (European Society For Medical Oncology, ESMO) scheint sich dessen bewusst zu sein. Gemeinsam mit Kolleg*innen der pädiatrischen Onkologie (Société internationale d'oncologie pédiatrique Europe, SIOPE) hat der Verband beim Gesundheitsfachpersonal in 75 europäischen Ländern nachgefragt, wie es um deren Kenntnisse und Einstellungen im Umgang mit queeren Betroffenen steht. Das Ziel: herauszufinden, was es braucht, damit Fachpersonen besser auf die Bedürfnisse ihrer Patient*innen eingehen können. Die Ergebnisse der Umfrage wurden nun veröffentlicht.

Aufgeschlossen und empathisch

Die gute Nachricht vorweg: Die überwiegende Mehrheit der Umfrageteilnehmenden zeigt sich aufgeschlossen und sensibilisiert. Neun von zehn Befragten geben an, sich im Umgang mit queeren Patient*innen sicher zu fühlen. Und: etwa zwei Drittel sind damit einverstanden, in Adresslisten explizit als LGBTIQ+-freundliche Gesundheitsdienstleistende genannt zu werden. Diese Bereitschaft belegt ein Bewusstsein, dass queere Menschen mitunter andere Bedürfnisse und Anliegen haben als cis-heterosexuelle Personen. Bei trans Betroffenen sieht es ähnlich aus: Laut Befragung fühlen sich acht von zehn Fachpersonen in der Lage, trans Personen adäquat zu behandeln.

Mangelndes Wissen über spezielle Bedürfnisse

Schlechter steht es allerdings um das Wissen medizinischer Fachkräfte über den besonderen Unterstützungsbedarf von LGBTIQ+-Personen. Weniger als die Hälfte der Befragten (44%) fühlt sich gut informiert über die allgemeinen Gesundheitsbedürfnisse von homosexuellen Patient*innen; bei trans Betroffenen ist es nur ein knappes Viertel. Gefragt nach ihrem Verständnis der speziellen psychosozialen Anliegen von LGBTIQ+-Personen zeigt sich ein breites Spektrum: Etwa ein Drittel der Kliniker*innen gibt an, gut informiert zu sein; ein Drittel ist der Meinung, keine ausreichenden Kenntnisse zu besitzen; und ein Drittel antwortet „neutral".

Erwähnenswert, wenn auch wenig überraschend, ist, dass Befragte, die sich selbst als LGBTIQ+ identifizieren, hier besser abschneiden. Sie fühlen sich allgemein besser informiert über die spezifischen Bedürfnisse der Community – sowohl wenn es um emotionale und soziale Anliegen geht als auch bei medizinischen Besonderheiten. Dazu gehören etwa Unterschiede im Risiko für einzelne Krebsarten aufgrund hormoneller Behandlungen oder Lebensstilfaktoren.

Unsicherheit aufgrund fehlender Ausbildung

Ein ausschlaggebender Moment ist der erste Kontakt. Um auf die Bedürfnisse queerer Patient*innen eingehen zu können, müssen Gesundheitsfachpersonen diese zuerst erkennen. Obwohl mehr als die Hälfte der Befragten es wichtig findet, Genderidentität und sexuelle Orientierung ihrer Patient*innen zu kennen, gibt nur etwa ein Drittel an, diese Fragen beim ersten Beratungsgespräch zu stellen. „Pflegefachkräfte trauen sich oft nicht, sensible Themen wie Genderidentität oder Orientierung anzusprechen, weil sie Angst haben, die betroffene Person durch ungeschickte Wortwahl zu verletzen", sagt Johan De Munter, Pflegefachmann am Krebszen-

trum des Universitätsspitals Gent (Belgien) und Mitglied des SIOPE-Komitees für Jugendliche und junge Erwachsene. In seinem Fachbereich, der Hämatologie, ist er selbst viel im Kontakt mit jungen Betroffenen.

Für ihn und seine Kolleg*innen ist es wichtig, Vertrauen zu schaffen: „Wir möchten Patient*innen einen geschützten Raum bieten, in dem sie all ihre Sorgen und Ängste ansprechen können. Nur so können wir die beste Behandlung für jede einzelne Person sicherstellen." Doch im Austausch mit Pflegefachpersonen hört De Munter immer wieder, dass mangelndes Wissen, vor allem über die richtige Sprache, eine Hürde im Umgang mit queeren Menschen darstellt. Seine eigene Erfahrung entspricht jener der meisten Befragten der ESMO/SIOPE-Umfrage: „Die Frage ‚Wie gehe ich respektvoll und sensibel mit LGBTIQ+-Patient*innen um?' kam in meiner Fachausbildung nie zur Sprache. So geht es vielen, daher fühlen sie sich nicht gut vorbereitet."

Wunsch nach ausführlicherer Schulung

So sind sich mehr als 75% der Befragten einig, dass die Bedürfnisse von LGBTIQ+-Personen sowohl im Basisstudium als auch in postgradualen Fortbildungen thematisiert werden sollten. Die onkologischen Fachverbände geben daher die Empfehlung ab, entsprechende Themen in die Ausbildungsprogramme aufzunehmen.

Um Fachpersonen mit konkreten Beispielen und Tipps für den Umgang mit Krebsbetroffenen aus der LGBTIQ+-Community sowie anderen gesellschaftlichen Minderheiten zu unterstützen, hat die EU-geförderte Initiative Youth Cancer Europe einen Leitfaden entwickelt. Dieser soll dem Gesundheitspersonal die notwendigen Tools zur Verfügung stellen, um einen respektvollen und vertraulichen Rahmen für Patient*innen zu schaffen. „Das ist eine wertvolle Quelle, damit die Krebsversorgung europaweit inklusiver wird", findet Johan De Munter, der das Dokument als Pflegeexperte begutachtet hat.

Abschließend betont der Fachmann die Rolle der Forschung, um Bewusstsein und Wissen um die Gesundheitsanliegen der Community zu schaffen: „Um zu wissen, wie wir besser auf spezielle Bedürfnisse eingehen können, müssen wir diese genau kennen. Bei ESMO, SIOPE und dem europäischen Onkologie-Pflegefachverband (European Oncology Nursing Society, EONS) laufen derzeit einige Projekte, die die Anliegen von LGBTIQ+ Krebsbetroffenen genauer erforschen."

Die Feinheiten der Umfrage im Fokus

Für die Interpretation der Umfrageergebnisse sind einige Eckdaten wichtig: Von mehr als 26.000 ESMO- und SIOPE-Mitgliedern, an die der Fragebogen versendet wurde, beantworteten 672 Personen diesen zumindest teilweise. Die geringe Antwortrate könnte auf Faktoren wie Zeitmangel, fehlendes Bewusstsein für die Relevanz der Umfrage im Alltag der Fachpersonen, oder allgemein mangelndes Interesse an der Thematik zurückzuführen sein. Wie insbesondere die letzten beiden Punkte die erhobenen Daten möglicherweise beeinflussen und schwer verallgemeinerbar machen, sollte nicht unterschätzt werden.

Zu den Antwortenden gilt weiters zu wissen, dass es sich zu mehr als zwei Drittel um Onkolog*innen und Kinderkrebs-Fachärzt*innen handelt – etwa die Hälfte von ihnen im Alter zwischen 30 und 39 Jahren; das liegt am Mitgliederprofil der beiden Verbände. In der Krebsversorgung werden Betroffene aber meist von multidisziplinären Teams begleitet; vor allem Pflegefachkräfte, psychosoziales Personal und unterstützende Therapeut*innen spielen eine Schlüsselrolle. Ihre Ansichten spiegeln sich nicht in den erhobenen Daten wider.

Bezüglich Genderidentität und sexueller Orientierung identifizieren sich die Teilnehmenden – bis auf drei trans Personen – etwa zur Hälfte als (cis) Frauen (45%) oder Männer (54%). Der Großteil (rund 70%) gibt sich als heterosexuell zu erkennen, 14% als schwul, 5% als bisexuell, 3% als lesbisch, 2% als unsicher und 1% als „sonstige". 30 Personen (5,6%) wollten zu ihrer sexuellen Orientierung keine Angaben machen. Welchen Einfluss die Identität der Befragten auf einige der Antworten hat, wird im Studienbericht an mehreren Stellen erläutert – ein Beispiel ist der weiter oben geschilderte Wissensstand um die Bedürfnisse der Community.

Schließlich sei erwähnt, dass die Umfrage in 75 europäischen Ländern durchgeführt wurde. Landesspezifische soziokulturelle und gesetzliche Faktoren wurden in die Analyse aber nicht einbezogen. „Die politische Lage, aber auch Unterschiede in der Ausbildung des Gesundheitspersonals in verschiedenen Ländern, spielen bestimmt eine Rolle", meint Johan De Munter. „Ich bin aber zuversichtlich, dass Personen, die im Gesundheitsbereich arbeiten, generell offen und sensibel sind. Politische Trends können die Fortschrittlichkeit des Gesundheitssystems und der Gesellschaft im Allgemeinen gefährden. Trotzdem steht für uns immer die beste Versorgung für jede*n einzelne*n Patient*in im Mittelpunkt – um das sicherzustellen, müssen wir deren individuelle Bedürfnisse kennen und respektieren, egal ob es um Genderidentität, sexuelle Orientierung, Religion oder andere persönliche Umstände geht. Es liegt nicht an uns zu urteilen, sondern zu helfen."

Klara Soukup

Wissenschaftsjournalistin

Sub?

Ein Blick in die Subkulturen der queeren Szene

> Text von Florian Niederseer

Bunt ist der Regenbogen, unter dem wir als queere Community stehen.

Noch bunter ist die Vielfalt, die sich in all den Subkulturen der verschiedenen Szenen widerspiegelt.

Von den altbekannten Leather Daddies, zur expressionistischen Ballroom Kultur, bis hin zur ausdrucksstarken queeren Punkszene – damit kratzen wir erst an der Oberfläche. In den folgenden Zeilen tauchen wir in die Welt der Subkultur der queeren Szene ein, schauen uns an, weshalb es sie überhaupt gibt und wie sie miteinander interagieren.

Was sind Subkulturen eigentlich?

Subkulturen sind Gruppen innerhalb einer größeren Kultur, die sich durch besondere Überzeugungen, Werte, Verhaltensweisen und Praktiken auszeichnen. Sie entstehen oft rund um gemeinsame Interessen, Identitäten oder Erfahrungen und schaffen ein Gefühl von Gemeinschaft und Zugehörigkeit. Subkulturen können die Mainstream-Kultur herausfordern, ihr widersprechen oder sich einfach in bestimmten Aspekten von ihr unterscheiden.

Sie können dahingehend eine Form des Selbstausdrucks widerspiegeln, bei der man innerhalb einer Community mit geteilten Interessen seiner Passion nachgeht. Gleichzeitig dienen die daraus geschaffenen Gemeinschaften oft als soziale Stützen. Ballroom Kultur schuf „Häuser“ als Wahlfamilien als Reaktion auf gesellschaftliche Ausgrenzung, die oftmals von Zuhause verstoßene queeren Personen ein Auffangnetz gaben. Eines der bekanntesten Häuser ist das „House of Xtravaganza”, welches als Teil der New Yorker Ballroom Szene gegründet wurde.

Queere Subkulturen in Österreich

Auch bei uns Zuhause vor der Haustür findet man eine facettenreiche Bandbreite an queeren Subkultur-Communities. Vereine wie „H.FF.K” (Homosexuelle Fetisch- und Freikörperkultur) bieten für Fetisch-interessierte Männer gemeinschaftliche Strukturen, wobei man hier beispielsweise ebenso mit dem Puppy-fokussierten „H.FF.K K9” Zweig eine Subkultur innerhalb der Subkultur findet.

Als Pendant dazu engagieren sich zahlreiche queer-feministische Gemeinschaften. Das Queer Feminist Festival, welches von der Villa Vida in der Türkis-Rosa-Lila-Villa organisiert wird, ist eine der vielen offenen Veranstaltungen, die Personen außerhalb der Szene dazu einlädt sie näher kennenzulernen. Ebenso lassen sich fernab der großen Städte Gemeinschaften, wie die Heublumen, finden, bei denen queere und ländliche Kulturen aufeinandertreffen.

Der Wille in einem queer-sicheren Umfeld den sportlichen Passionen nachzugehen hat ebenfalls über die Jahre hinweg zum Aufbau einiger Subkultur Strukturen geführt. Orte wie das queer muscle Fitnessstudio in Wien bieten einen physischen Safer-Space zum Training an, während seit 2012 bereits das Frauen* Fußballteam der HOSI Salzburg auf dem Rasen steht. Das erst dieses Jahr aus der HOSI Wien Community gegründete Queer Sports Collective Vienna bringt auch Leute zum gemeinsamen Wandern, Laufen und Radfahren zusammen.

Wie interagieren diese Subkulturen miteinander?

Das Ökosystem der queeren Szenen ist stets im Wandel. Diesen Wandel kann man beispielsweise bei den Pride Paraden darin erkennen, in welcher Form und Größe die Subkulturen zu sehen sind. Manche findet man als eigene Laufgruppen bei so gut wieder jeder Parade, während die Personen von anderen Szenen eher als Teile von anderen Gruppierungen oder gar unabhängig dabei sind. Mit beinahe 100 verschiedenen Gruppen in der Aufstellung der diesjährigen Vienna Pride sieht man, wie bunt bereits eigentlich nur ein Bruchteil der zahlreichen Subkulturen bei uns ist.

Dadurch, dass es in Österreich relativ einfach und mit wenigen Kosten verbunden ist, einen Verein zu gründen, finden sich mittlerweile viele queere Subkulturen innerhalb dieser Vereinsstrukturen bei uns wieder. Wobei es über diese Struktur hinaus noch genug weitere Gemeinschaften gibt. Diese Communities veranstalten meistens Events, speziell für die eigene Gemeinschaft oder auch für Personen außerhalb davon, die von kleinen, aber feinen Buchclub-Abenden bis hin zu mehrtägigen Festivals reichen können. Dabei überlappen sich die Zielgruppen der verschiedenen Subkulturen gerne einmal, was dazu führt, dass die Gemeinschaften miteinander zu tun haben und sich mehr als Teil einer großen Community fühlen.

Dennoch kommen zwischen den Szenen auch hier und da Konfliktpunkte auf.

Besonders die Fetisch-Szene ist wiederkehrend auch von Gemeinschaften innerhalb der queeren Community unter Kritik. Hierbei wird meist kritisiert, dass im öffentlichen Kontext bei Veranstaltungen wie Regenbogenparaden die Fetisch-Szene von Teilnehmer*innen außerhalb der queeren Community und den Medien repräsentativ für die gesamte queere Community wahrgenommen wird.

Erst kürzlich im Oktober verließ der transgender Gemeinschaftsverein TransX aufgrund von nicht-lösbaren Differenzen die Türkis Rosa Lila Villa in Wien.

Diversität und der dafür geschaffene Platz innerhalb einer Szene zeigt, dass die Community gedeiht und sich mit den Interessen der Personen darin weiterentwickelt. Eine bunte Auswahl an Subkulturen kann auch für viele Leute besonders hilfreich sein, durch ihre Interessen für eine spezielle Gemeinschaft die ersten Schritte in eine große Community zu machen. Sei es Wien, Salzburg, Barcelona oder New York, wer sucht, findet sicher Leute mit den gleichen Interessen. Und falls es für deine Sache noch keine Community gibt – Lust etwas zu starten?

Florian Niederseer

Sozialhistoriker, Künstler und LGBTIQ*-Aktivist aus Österreich

John Harris
fitness

Schwerpunkt Bodyshaming

Athene Atlas

> Interview und Bilder von Mo Blau

Auf ihrem Instagramprofil spricht Athene Atlas offen über Erfahrungen rund um ihre kürzlich erfolgte Magenbypass-OP. Warum sie die Entscheidung getroffen hat sich zum Abnehmen unters Messer zu legen, warum das wenig mit ihren Erlebnissen zum Thema Bodyshaming zu tun hat, und welche Gedanken ihr sonst dazu durch den Kopf gehen, das verrät sie Mo Blau beim exklusiven Cover-Shooting in ihrer Wiener Wohnung.

“Ich bin eine nicht-binäre transfeminine Person. Das heißt in einer perfekten Welt würde ich komplett als trans Frau gesehen werden. Ich hatte jedoch bereits schon immer körperlich als feminin und als maskulin geltende Attribute, und das mag ich auch.”

“Ich habe nicht die finanziellen Mittel, damit ich meinen Körper so herrichten kann, dass ich als überfeminin gesehen werde. In Wahrheit will ich das aber auch gar nicht mehr, weil es nur die Erwartung der Gesellschaft an mich ist, aber nicht meine an mich.”

“Für mich habe ich die Entscheidung getroffen, die Magenbypass-Operation zu machen, weil ich etwas für meine Gesundheit tun wollte. Die Leute denken, das sei der leichtere Weg abzunehmen, aber weil es eine endgültige Entscheidung ist und ich viele Dinge einfach gar nicht mehr essen kann, ist es eigentlich der härtere.”

“Mir ist wicht
vieren aus die
auszubrechen.”

ig Leute zu moti-
ser Teufelsspirale

„Body-shaming ist für mich der Moment, wo jemand in meinen persönlichen Space eindringt und mir vorschreibt, wie mein Körper auszusehen hat. Das ist mir gerade erst vor 15 Minuten online passiert."

„Niemand hat über jemand anderen zu bestimmen wie sie, er oder dey auszusehen hat. Gleichzeitig habe ich gemerkt, wie ich gesundheitlich unter meinem Gewicht leide. Das ist bei anderen mehrgewichtigen Menschen anders, da kann man keine harte Grenze ziehen."

„Irgendwann dachte ich mir, jetzt habe ich 5 Kilo zu viel, und hab mich dann nicht mehr getraut zu daten. Ich hab dann 6 Jahre nicht gedatet, aber ich hab dann gecheckt, dass es okay ist, nicht dem Schönheitsideal zu entsprechen."

„Ich habe mit meinem Körper Frieden geschlossen. Da hinzukommen, das war ein langer Prozess."

„Viele Leute, von denen man es nicht annimmt, strugglen mit ihrem Gewicht. Es ist ein brennheißes Thema, über das sich niemand traut, offen zu sprechen. Sprecht ganz offen und ehrlich über euer Befinden. Durch die Ehrlichkeit beginnt die Selbstliebe."

Mo Blau

Chefredaktion dieser Ausgabe

Transgenderreferat HOSI Wien

Mehr(wert)Gewicht

Unterrepräsentierung & Fatshaming.
Gedanken einer fetten, queeren und weiblich gelesene Person in der Community.

> Text von
> Yvonne Laussermayer

Yvonne. Weiß. 36 Jahre. Fett. Queer.

Aufmerksame Leser*innen fragen sich jetzt vermutlich, warum ich mich selbst als fett bezeichne. In unserer Gesellschaft wird das Wort „Fett“ entweder gemieden, in negativen Zusammenhängen oder als Schimpfwort verwendet. Ich möchte Wörter wie dick und fett wieder für mich zurückgewinnen, nämlich als das, was sie sind – eine Beschreibung. Nicht mehr und nicht weniger.

Wichtig ist es mir zu erwähnen, dass es sich dabei um eine Selbstbezeichnung handelt. Der politisch korrekte und neutrale Begriff ist Mehrgewicht. Weiters möchte ich festhalten, dass es genauso wesentlich ist, sich seiner eigenen Positionierung und den damit einhergehenden Privilegien bewusst zu werden. Ich als weiße, fette Person, mache andere Erfahrungen als zum Beispiel eine mehrgewichtige Person of Colour. Wahrnehmungen und Erfahrungen unterscheiden sich aufgrund verschiedener intersektionaler Ebenen.

Mehrgewichtige Personen sind täglich teils mehrfach mit Ausgrenzung und Diskriminierung konfrontiert. Sei es im öffentlichen Leben, in der Medizin oder im privaten Bereich. Nicht nur einmal wurde mir in öffentlichen Verkehrsmitteln der Platz angeboten, weil ich für schwanger gehalten wurde, Beschwerden nicht ernstgenommen, nötige medizinische Versorgung verwehrt oder die Eigenschaft der Faulheit zugeschrieben.

Mehrgewichtige Personen tendieren aus diesem Grund dazu, sich zurückzuziehen, am öffentlichen Leben nicht oder nur selten teilzunehmen und sich selbst als weniger wert zu empfinden.

Ich bin seit ca. 20 Jahren als lesbisch geoutet und habe immer schon dem schlanken Schönheitsideal unserer Gesellschaft nicht entsprochen. Schnell musste ich lernen und akzeptieren, dass Leistungen einer dicken Person gesellschaftlich weniger wert sind, sei es im Sport oder Berufsleben. Sätze wie „Stell dir vor, was du erreichen könntest, wenn du abnehmen würdest“ stehen für mich an der Tagesordnung, unabhängig davon wie gut meine Leistungen sind. Waren meine Leistungen mal nicht so gut, wurde schnell ein Grund dafür gefunden – mein Gewicht.

Mit 16 habe ich versucht, meine ersten Schritte in der Community zu wagen und musste feststellen, dass Körper, die anders als die Norm aussahen, quasi nicht vorhanden waren. Mehrgewichtige Körper wurden von Anwesenden dementsprechend bewertet, abgewertet oder ignoriert. Aus diesem Grund habe ich mich schnell wieder aus der Community zurückgezogen und mich dieser erst wieder vor 2 Jahren zugewandt.

Seit dieser Zeit beschäftige ich mich intensiv mit queerfeministischen Themen mit einem Schwerpunkt auf Körperbilder und setze mich als Aktivist*in für die Akzeptanz ALLER Körper ein. Ich möchte meine Wahrnehmungen über die derzeitige Situation auf zwei unterschiedlichen Ebenen beleuchten, der institutionellen und der persönlichen Ebene.

Was hat sich in den letzten 20 Jahren aus meiner Perspektive geändert?

Heute blicke ich auf queere Veranstaltungsseiten und finde vermehrt den Hinweis, dass dieser Ort ein Safe Space für alle Geschlechter und Körper ist. Ich scrolle weiter zu den Werbebildern und Fotos von vergangenen Veranstaltungen und sehe vor allem eines: weiße, dünne und den Schönheitsidealen unserer Gesellschaft entsprechenden Personen. Inklusion & Körperdiversität suche ich weiterhin vergeblich. Ich frage mich: Für welche Körper ist dieser Ort/Veranstaltung ein sicherer Raum? Mehrgewichtige Personen sind ganz oft nicht damit gemeint. Wenn Betreiber*innen oder Gäst*innen gefragt werden, kommt ganz oft „Ja, wenn Dicke wollen können sie eh teilnehmen.“

Aber: Personen, die täglich mit Diskriminierung konfrontiert sind, sowohl Erfahrungen in verschiedenen queeren Räumen oder auch auf Veranstaltungen gemacht haben, werden nicht auf einmal an Veranstaltungen teilnehmen, nur weil dort der nichtssagende Satz „Für alle Körper offen“ steht.

Was macht eine Veranstaltung zu einem Ort für alle Körper? Wurden Bedürfnisse mit Betroffenen vorab besprochen und erfragt? Ist der Ort barrierefrei bzw. barrie-

rearm? Welche Barrieren gibt es, z.B. sind vorhandene Sitzgelegenheiten für alle Körperformen geeignet? Während einer Veranstaltung am Boden sitzen zu müssen ist keine Veranstaltung, die für alle Körper und Bedürfnisse offen ist. Sind Kleiderordnungen, wie zum Beispiel auf Bällen, tatsächlich inklusiv? Mehrgewichtige Personen finden nicht mal eben ein passendes Kleid oder Hosenanzug von der Stange, von Ressourcen und finanziellen Mitteln mal ganz abgesehen.

Es ist längst an der Zeit, dass queere Veranstaltungen & Räume sich nicht nur an den Wörtern inklusiv und divers bedienen, weil es gerade hip und cool ist. Es ist an der Zeit, sich ernsthaft mit dem Thema auseinanderzusetzen, Konzepte im Austausch mit Expert*innen und betroffenen Personen zu erarbeiten, um Räume für möglichst alle Körper zu öffnen. Eventuell müssen Veranstalter*innen sich eingestehen, dass manche Veranstaltungen aus welchen Gründen auch immer nicht inklusiv und divers sind. Sollte dies der Fall sein, sollten diese Informationen vorab klar und transparent kommuniziert werden.

Es ist mir wichtig zu betonen, dass es vereinzelt Veranstaltungen gibt, die ernsthaft daran arbeiten den Ansprüchen von Inklusion und Diversität gerecht zu werden.

Die zweite Ebene ist die persönliche. Dabei möchte ich Ina Holub (Fatacceptance Aktivistin) aus meiner Podcastfolge („a fat queer feminist“) vom 21.März 2024 zitieren:

„Dann finden halt alle Queers „The Gossip“ und „Beth Ditto“ supercool, aber ich sag‘s jetzt ganz plakativ: Mit ihr schlafen oder zusammen sein, that‘s another story.“

Ein meiner Meinung nach sehr treffender Satz, der das Phänomen Fatshaming exzellent beschreibt. Ich möchte in Bezug auf Dating und soziale Beziehungen mit mehrgewichtigen Beziehungen darauf aufmerksam machen, dass wir uns alle selbst hinterfragen müssen. Sätze wie „Ich finde das eben wirklich nicht schön, sondern eklig.“ sind diskriminierend und fettfeindlich. Wenn wir uns darauf einigen, dass unsere Gesellschaft ein Konstrukt ist, dann sind auch Schönheitsideale von eben dieser ein Konstrukt und vielleicht etwas, das wir nur gelernt haben schön oder gut zu finden. Als weiblich gelesene Personen sind wir Bewertungen unseres Körpers ständig und überall ausgesetzt, leider auch ganz massiv in unseren queeren Communities.

Wir müssen uns deshalb auch auf individueller Ebene die Frage stellen, wie wir Orte und Räume für alle Körper schaffen können. Wir sind geprägt von heteronormativen und patriarchalen Strukturen, in diesen sozialisiert und tragen alle verschiedenste Vorurteile in uns.

Als queere Community, die den Anspruch hat, inklusiv zu sein, müssen wir versuchen unsere „Überheblichkeit der Diversität“ abzulegen. Ein reflektierter Umgang mit Diversität und Inklusion sollte unser gelebter Alltag sein, vor allem als marginalisierte Personengruppe, die Teil davon ist.

Alle Körper, egal woher sie kommen, welche Form oder Größe diese haben, müssen ein sichtbarer und repräsentierter Teil unserer Community werden. Um gemeinsam stark, geeint und nachhaltig gegen Diskriminierung und für eine offene, selbstbestimmte Welt für alle kämpfen zu können.

Abschließend ist es mir wichtig zu sagen:
Lasst uns einander jetzt, in Zeiten von Rückschlägen und dem Erstarken der rechten Kräfte in Österreich, Europa und auf der ganzen Welt, nicht spalten. Lasst uns gemeinsam und füreinander einstehen, Seite an Seite, in all unserer Vielfalt – mit unseren unterschiedlichen Körpern und Identitäten. Queere Rechte sind Menschenrechte und haben einen MEHRwert für ALLE.

Yvonne Laussermayer

Aktivist*in und Podcaster*in

Rechtskolumne

My Body, My Choice?

Was gilt im Arbeitskontext?

> Text von
Ewald Magnes &
Günther Menacher

„Body Shaming and Blaming“ im Bereich der Arbeitswelt ist kein isoliertes Phänomen, sondern findet entlang eines kulturellen Wandels der Gesellschaft statt. Deshalb beschäftigt sich dieser Beitrag konkret mit Vorstellungen und Weisungen von Dienstgeber:innen (DG) gegenüber Dienstnehmer:innen (DN) hinsichtlich deren äußeren Erscheinungsbildes.

Welche arbeitsrechtliche Maßnahmen und Weisungen der:des Chefs:Chefin, die Kleidung, Körperschmuck oder sonstige äußere Eigenschaften im Visier haben, sind rechtskonform und welche sind streitbar? Was ist, wenn DG den DN, die unliebsamen Schmuck tragen, anweisen, dies künftig zu unterlassen? Oder sie z.B. Personen mit Unterarmtattoos sagen, sie mögen langärmelige Hemden tragen, anderen Kolleg:innen aber das Tragen von Kurzarm-Outfits gestatten? Oder jemandem, die:der zuletzt stark an Gewicht zugenommen hat oder „zu alt“ geworden ist von einer Position mit Kund:innenkontakt weg in Backofficeräume oder gar in ein Lager versetzt, weil Betroffene nicht mehr so ansehnlich seien und man deren Erscheinungsbild Kund:innen nicht „zumuten“ möchte (vieles davon natürlich niemals ausdrücklich ausgesprochen)?

In Österreich definiert das Rechtssystem: Dienstanweisungen stehen in einem Spannungsverhältnis zu den Persönlichkeitsrechten der DN, die durch § 16 ABGB (Allgemeines bürgerliches Gesetzbuch) und Art. 8 EMRK (Europäische Menschenrechtskonvention) geschützt sind. § 16 ABGB garantiert den Schutz der personalen Integrität, während Art. 8 EMRK das Recht auf Achtung des Privatlebens umfasst, wozu auch das äußere Erscheinungsbild gehört. Dienstanweisungen, die das Erscheinungsbild betreffen, wie das Verbergen von Tattoos oder spezifische Kleiderordnungen, müssen im Lichte dieser Bestimmungen verhältnismäßig und sachlich gerechtfertigt sein. Weiters besagt der arbeitsrechtliche Gleichbehandlungsgrundsatz, dass DN nicht ohne sachlichen Grund ungleich behandelt werden dürfen. Objektive betriebliche Erfordernisse sowie nachweisbare betriebliche Notwendigkeit können Eingriffe in die Persönlichkeitsrechte hingegen rechtfertigen. Dies ist im Einzelfall abzuwägen.

Dogmatisch gesehen gilt, dass unzulässige Dienstanweisungen rechtswidrig sind und daher von DN nicht befolgt werden müssen. In der Praxis wird die Frage der Zulässigkeit von Gerichten entschieden und aus Gründen der Vorsicht wird in rechtlich unsicheren Fällen ein zumindest befristetes Befolgen von Dienstanweisungen durch die DN opportun erscheinen, um keine Entlassungsgründe zu setzen. Jedenfalls empfiehlt sich, im Konfliktfall frühzeitig Unterstützung beim Betriebsrat und/oder der Arbeiterkammer zu suchen.

Sollte tatsächlich eine Entlassung durch DG erfolgen, besteht die Möglichkeit, diese Form der sofortigen Auflösung des Dienstverhältnisses – die ein Verschulden der DN voraussetzt und den Verlust von Geldansprüchen nach sich zieht – binnen 14 Tagen beim zuständigen Arbeits- und Sozialgericht gerichtlich anzufechten. Für den Fall, dass zwar keine sofortige Auflösung des Dienstverhältnisses ausgesprochen wird, jedoch eine Kündigung (mit Ablauffristen), kann die Kündigung ebenso binnen 14 Tagen gerichtlich angefochten und eine Wiedereinstellung begehrt werden, oder alternativ Kündigungsentschädigung bzw. Schadenersatzansprüche. Besteht im Unternehmen ein Betriebsrat, ist dieser bereits vor der Kündigung in den Prozess eingebunden und es verlängert sich die Anfechtungsfrist um eine zusätzliche Woche. Auch daher empfiehlt sich eine sofortige Kontaktaufnahme mit diesem.

Die jeweils anfechtenden DN bringen dabei vor, dass der Dienstanweisung bzw. Beendigungserklärung der DG ein sogenanntes verpöntes Motiv innewohnt, wie z.B. dass DG den DN die Wahrung ihrer Rechte (im konkreten Fall Persönlichkeitsrechte) verbieten wollen oder dass Dienstanweisungen diskriminierend sind im Sinne persönlicher Merkmale, die das Gleichbehandlungsgesetz und Behinderteneinstellungsgesetz vorgeben: Geschlecht, Alter, ethnische Herkunft, sexuelle Orientierung oder Behinderung. Des Weiteren kann gemäß § 101 Arbeitsverfassungsgesetz teils gegen verschlechternde Versetzungen vorgegangen werden, wenn diese auf Grund unzulässiger Dienstanweisungen angeordnet werden. (Es besteht dabei jedoch nur ein Rechtsanspruch auf Ausübung einer gleichwertigen Tätigkeit, was in der Praxis zu Verhandlungen zwischen DG und DN über die zukünftige berufliche Position führen

kann.) Ganz wesentlich bei all dem ist, dass es den DN gelingen muss, die Motive glaubhaft zu machen, wobei gerichtlich der Grundsatz der freien Beweiswürdigung gilt. Naturgemäß wird die DG-Seite ihre Motive bei einer Kündigung, die grundlos erfolgen darf, nicht nennen sowie bei einer Entlassung, die mit Begründung erfolgen muss, Scheinargumente vorbringen. Es obliegt dann dem Gericht zu entscheiden, wer glaubwürdiger ist.

Fallbeispiele relevanter, höchstgerichtlicher Entscheidungen

Eine relativ alte Entscheidung des Obersten Gerichtshofs (OGH, 11.2.1999, 8 ObA 195/98d) beschäftigt sich mit einem entlassenen Bankmitarbeiter mit indirektem Kund:innenkontakt, der eine massive, große Goldkette quasi als Krawattenersatz trug und die für ihn als Familienerbstück eine emotionale Bedeutung hatte. Er widersetzte sich der Aufforderung des DG die Kette abzulegen, worauf es zur Entlassung kam – mit dem Verweis auf branchenübliche Kleidungsgepflogenheiten. Bezüglich dieses ungewöhnlichen, aber für den DN persönlich bedeutungsvollen Schmuckstücks traf der OGH die im vorherigen Absatz genannte Abwägung der Persönlichkeitsrechte mit dem Weisungsrecht zum Nachteil des DN. Im allgemeinen Bankbereich eine solch auffallende Goldkette sichtbar über dem Hemd zu tragen widerspräche massiv dem Verständnis der Bevölkerung vom Erscheinungsbild eines männlichen Bankbeamten – so der OGH vor 25 Jahren. Eine solche Einschätzung ist naturgemäß dem Wandel der Zeit unterworfen; das Verständnis der Bevölkerung zu angemessenem Erscheinungsbild könnte der OGH heute auch anders beurteilen. Spannend ist in diesem Kontext, dass tatsächlich das äußere Merkmal zur härtesten Form des Konfliktes im Arbeitsrecht – der Entlassung – geführt hat.

Eine neuere Entscheidung (OGH 25.6.2015, 9 ObA 117/15v) befasste sich mit der Kündigungsanfechtung einer in einer Notariatskanzlei arbeitenden Muslima, die ursprünglich (nur) Kopftuch und Körperschleier trug, was von der DG-Seite toleriert wurde, jedoch ihre Kleidung sodann um einen Niqab (Gesichtschleier, bei dem nur die Augen frei bleiben) ergänzte und letztlich vom DG gekündigt wurde. Der OGH wies die Klage der DN u.a. unter Hinweis auf die „unbestrittenen Grundregeln zwischenmenschlicher Kommunikation, das Gesicht unverhüllt zu lassen“ ab. Insofern gibt es gesicherte Judikatur, wie weit islamische Kleidung am Arbeitsplatz gehen darf – das Verbot von Gesichtsverhüllungen ist zulässig.

In einer weiteren Entscheidung (OGH 24.9.2015, 9 ObA 82/15x) urteilte das Höchstgericht, dass die Weisung an einen im öffentlichen Linienverkehr eingesetzten DN, im Dienst kein rosafarbenes Haarband zu verwenden, tatsächlich rechtswidrig ist. Mit der Einzelweisung, im Dienst kein auffälliges Kleidungsstück zu tragen, greift der DG nämlich in die Persönlichkeitsrechte des DN nach § 16 ABGB und Art 8 EMRK, sein persönliches Erscheinungsbild nach eigenem Ermessen festzulegen, ein. Dieser Eingriff braucht sehr gute Gründe, um gerechtfertigt zu sein. Diese liegen etwa dann nicht vor, wenn der DG nicht nachvollziehbar darlegt, inwiefern Kund:innen an der Professionalität und Seriosität von DN zweifeln sollten oder auch z.B. die Sicherheit durch das Tragen eines dezenteren Kleidungsstücks relevant gesteigert werden würde.

Es ergibt sich folgendes Bild

Konflikte innerbetrieblich zu lösen lohnt sich für beide Seiten schon aufgrund des bereits skizzierten Spannungsverhältnisses zwischen Persönlichkeitsrechten und berechtigten Interessen der DG. Rechtsprechung unterliegt dem Wandel der Zeit. Es lassen sich gute Argumente dafür finden, sichtbare Tätowierungen wohl nur (noch) in besonders konservativen Unternehmen verborgen halten zu müssen, wobei es sich für DN stets empfiehlt im Dialog die sachliche Begründung einzufordern. Wenn ein sichtbares Tattoo nur die Führungskraft stört, aber es darüber keinerlei Kund:innenbeschwerden gibt und kein wirtschaftlicher Schaden eintritt, wird es schwierig werden, die Persönlichkeitsrechte der DN fortlaufend zu ignorieren. Selbiges gilt bei unterschiedlicher, sinnwidriger Behandlung von Frauen und Männern entsprechend der Diskriminierungsverbote und des arbeitsrechtlichen Gleichbehandlungsgrundsatzes.

Schönheitsideale unterliegen ebenfalls einem historischen Wandel: Anweisungen an ältere bzw. als weniger attraktiv beurteilte DN keine reizvolle Kleidung zu

tragen greifen zweifelsfrei stark in die Persönlichkeitsrechte ein und können darüber hinaus eine unzulässige Altersdiskriminierung darstellen. Insbesondere dann, wenn dies bei jungen, attraktiv beurteilten DN toleriert oder gar gefördert wird.

DG-Maßnahmen auf Grund von Gewichtszunahme der DN, z.B. die Versetzung von einer Position mit Kund:innenkontakt in ein Lager oder ein Backoffice sind durchaus anfechtbar. Sollte sehr starkes Übergewicht das Motiv sein, könnte sich das Anfechtungsbegehren ggf. auf Diskriminierung wegen Behinderung stützen. Auch wenn das betriebliche Zielkund:innenpublikum junge Leute sein sollen, sieht das Rechtssystem den fortlaufenden Schutz der aus diesem Unternehmensziel heraus „zu alten" DN vor. Die nicht mehr zum DG-Profil passenden DN sollen vor Jobverlust geschützt werden (Altersdiskriminierung).

Generell ist von einer hohen Dunkelziffer an Konflikten am Arbeitsplatz auszugehen. Fallbezogene Judikatur zu den Themen Übergewicht und Körperästhetik fehlt bislang, weil DG bereits im Bewerbungsverfahren prüfen, wen sie aufnehmen wollen und ihnen grundsätzlich das Instrument der unbegründeten Kündigung offensteht. Wenn die DN auf Dauer nicht mehr in der Lage sind den Arbeitsvertrag zu erfüllen, wird die Situation kritisch. Dies könnte z.B. bei körperlich anspruchsvollen Berufen der Fall sein, die sportliche Leistung voraussetzen.

Zusammenfassend lässt sich ausführen, dass Dienstanweisungen und damit verbundene Kündigungen bzw. Entlassungen, an denen Bodyshaming und Bodyblaming haften, in den allermeisten Fällen unzulässig sind. In der Praxis stößt Diskriminierungsschutz aber an seine Grenzen, was zur provokanten Frage führt (Magdalena Pöschl, 2013): Wer schützt die „Dummen und die Hässlichen"? Möchte der Gesetzgeber etwa derartige Tatbestandsmerkmale in den Diskriminierungsschutz einbeziehen, käme er nicht umhin auszusprechen, dass jemand „dumm" oder „hässlich" ist – und schafft sohin neue Probleme.

Wichtig ist nochmals zu betonen, dass DG sich in allen genannten Fallbeispielen geradezu niemals auf diskriminierende oder Persönlichkeitsrechte verletzende Motive berufen und deren Maßgeblichkeit bei ihren arbeitsrechtlichen Maßnahmen gegen DN stets leugnen werden. Nur Fälle mit besonders „tollpatschigen" DG landen daher vor Gericht: Den DN bleibt die schwierige Aufgabe, die Beweislast zu erfüllen oder zumindest glaubhaft machen zu können, dass die Gründe für Maßnahmen gegen sie einzig und allein an ihrem äußeren Erscheinungsbild liegen. In der Praxis ist die persönliche Abwägung zu treffen, welchen derartigen Dienstanweisungen man doch Folge leisten würde. Es besteht ein primäres Interesse vieler DN darin, den Fortbestand ihres Dienstverhältnisses nicht zu gefährden bzw. ggf. einvernehmliche Kompromisslösungen zu suchen.

Ewald Magnes

Langjähriger Betriebsrat und seit 2017 als Laienrichter am Arbeits- und Sozialgericht tätigt

Günther Menacher

Jurist mit Schwerpunkt Wohn- und Immobilienrecht

Diskriminierung im Gesundheitssystem aufgrund des Körpergewichts

> Text von Chris

Es ist leider nicht selten, dass übergewichtigen Menschen aufgrund ihres Gewichts nicht die gleiche medizinische Behandlung zuteil wird wie normalgewichtigen Menschen. Dies fängt an, wenn jemand wegen Rücken- oder Gelenksschmerzen in die Praxis geht und anstatt einer ausführlichen Diagnostik und Anamnese nur gesagt bekommt, abzunehmen. Es geht weiter bei konkreten Fragen zur Kostenübernahme bestimmter operativer Eingriffe durch die Krankenkasse, die nicht zwangsläufig mit einem zu hohen Gewicht zusammenhängen, aber dennoch davon abhängig gemacht werden.

Hierzu ein kleines Beispiel:
Die Österreichische Gesundheitskasse übernimmt in gewissen Fällen die Kosten für eine Brustreduktion. Dafür müssen allerdings strenge Kriterien erfüllt sein, die es für viele unmöglich machen, die Kosten übernommen zu bekommen: die Person muss einen BMI von unter 25 haben (also normalgewichtig sein) und die Brust muss pro Seite um mehr als 500g reduziert werden. Wenn man bedenkt, dass auch das überschüssige Brustgewebe den BMI erhöht, wenn auch nur geringfügig, wirken diese Kriterien besonders streng.

Dass man auch mit einem BMI, der höher ist als 25, eine völlig überproportional große Brust haben kann, wird dabei komplett außer Acht gelassen. Ebenso spielt es keine Rolle, dass Sport, und somit auch die Gewichtsabnahme, mit einer zu großen Brust zusätzlich erschwert wird und nicht selten auch Schmerzen bereitet. Hat nicht jeder Mensch Anrecht auf eine medizinisch notwendige Behandlung, ungeachtet des Gewichts, wenn diese dazu beitragen würde Schmerzen zu reduzieren, Infektionen vorzubeugen (etwa bei Infektionen in den Brustfalten aufgrund von gestauter Feuchtigkeit durch Schwitzen) und das Selbstwertgefühl erheblich zu steigern?

Ebenfalls diskussionswürdig ist der BMI selbst. Der Body-Mass-Index wird berechnet, indem das Körpergewicht in kg durch das Quadrat der Körpergröße in m geteilt wird. Keinerlei Einfluss in die Berechnung haben dabei die Gewichtsverteilung (das viszerale Fett, also das Fett in der Bauchhöhe, ist um einiges schädlicher als Fetteinlagerungen in anderen Bereichen im Körper), der Anteil der Muskelmasse oder Fettmasse und die genetische Veranlagung (die z.B. die Knochendichte beeinflusst, die wiederum das Gewicht beeinflusst). Ebenso lässt sich beobachten, dass evolutionär gesehen Menschen von verschiedenen Kontinenten verschieden viel Fettmasse brauchten, um sich in kalten Zeiten warm zu halten, weshalb für manche ein etwas höherer, oder eben ein niedrigerer Körperfettanteil „normal“ ist. Es kann genauso gut der Fall sein, dass eine schlanke Person einen deutlich ungesünderen Lebensstil verfolgt als eine Person, die laut BMI übergewichtig ist, aber regelmäßig Sport treibt, nicht raucht und auf eine ausgewogene Ernährung achtet. Aus diesem Grund sollte der BMI als zusätzliches, aber keinesfalls als alleiniges Instrument zur Beurteilung der Gesundheit einer Person herangezogen werden.

Weiters sollte bedacht werden, dass Fettleibigkeit bzw. Adipositas viele potentielle Ursachen hat, wie etwa eine hormonelle Dysbalance (z.B. bei schlecht eingestellter Schilddrüsenunterfunktion), ein gestörtes Verhältnis zum Essen/eine Essstörung oder aber auch genetische Veranlagung. Oftmals werden übergewichtige Menschen dennoch als „faul“ über einen Kamm geschert, was im klinischen Alltag nicht selten zum nicht-Ernstnehmen von Symptomen oder dem Herunterspielen dieser führt. Wenn jemand mit starken Rückenschmerzen in die hausärztliche Praxis kommt hilft es nicht gesagt zu bekommen, dass man abnehmen sollte – die Person hat diesen Satz sicher schon viele Male von ÄrztInnen* gehört. Dennoch haben ÄrztInnen* eine Behandlungspflicht gegenüber ihren PatientInnen*. Symptome müssen IMMER ernst genommen werden und deren Ursache auf den Grund gegangen werden.

Chris

Gesundheits- und KrankenpflegerIn*
arbeitet in der Gesundheitsberatung

Umgang mit hoch-gewichtigen Menschen

Keine Norm sollte unreflektiert bleiben

> Interview von Birgit Leichsenring

„Du schaust großartig aus – hast du abgenommen?“ Diese Frage bzw. Feststellung ist ein häufiges Kompliment. Aber was sagt man da eigentlich? Wieso ist es ein Kompliment? Der Umgang mit dem eigenen Körpergewicht ist für viele Menschen eine enorme Herausforderung. Die Bewertung des Gewichts anderer Menschen hingegen ist meist selbstverständlich. Im Interview diskutiert Aktivist*in Ronja Ziesel das Gewichtsthema und ruft dazu auf, sich reflektierter mit vermeintlichen Normen auseinanderzusetzen.

Wir starten gleich mit der Frage: Gibt es einen Zusammenhang zwischen Gewichtsdiskriminierung und queerer Community?

Ich finde, die queere Community geht sehr offen und achtsam mit Menschen um. Ich erlebe hier wenig gewichtsbezogene Diskriminierung. Vor allem mit gender-nonconforming Menschen habe ich gute Erfahrungen gemacht. Aber es gibt natürlich auch in den queeren Lebenswelten Bereiche, in denen das Gewichtsthema schwieriger ist.

Im Zusammenhang mit queeren Themen möchte ich eher einen Vergleich ziehen: Gewichtsdiskriminierung ist eine Diskriminierungsform, die noch nicht als solche anerkannt wird. Nehmen wir im Gegensatz dazu etwa Homophobie oder Transphobie. Da gibt es zum Glück mittlerweile oft Situationen, in denen dieses Verhalten klar verurteilt wird. Dem ging ein jahrzehntelanger Kampf voraus und trotzdem sind wir noch nicht bei einer Gleichbehandlung innerhalb der Gesellschaft angekommen.

Bei Gewichtsdiskriminierung ist das nicht so. Sie ist nach wie vor extrem stark in der Gesellschaft verankert. Da gibt es wenig bis keine Erfolge für ein diskriminierungsfreies Leben. Der Tenor lautet: „Gewichtsreduktion ist positiv und Gewichtszunahme ist negativ.“ Gerade in den Bereichen Sexualität und Medizin ist diese Meinung sehr präsent.

Geht man mit gewichtsbezogener Diskriminierung anders um als bei Bezug zu queeren Themen?

Ja, schon. Wenn sich z. B. Mediziner*innen negativ über meine Sexualität äußern, dann gibt es Möglichkeiten, sich zu wehren. Ich kann etwa ein homophobes Verhalten bei der Patient*innen-Anwaltschaft melden. Dasselbe funktioniert aber nicht bei Gewichtsdiskriminierung, weil es eine anerkannte Meinung in der Medizin ist, dass hohes Gewicht schlecht ist.

Was sind deine Erfahrungen zum Umgang mit hochgewichtigen Menschen in der Medizin?

Ein besonders sichtbarer Aspekt ist, dass fast alles dem Gewicht zugeschrieben wird, auch wenn es keinen Zusammenhang gibt. Ich denke, viele trans Menschen kennen diesen Effekt nur zu gut nach dem Motto: Der Arm ist gebrochen und sofort wird irgendwie ein Bezug zu trans Themen gezogen. Das ist bei hochgewichtigen Menschen genauso.

Besonders schwierig ist es bei der sexuellen Gesundheit. Denn hochgewichtigen Menschen wird Sexualität häufig abgesprochen. In der Gesellschaft allgemein und auch im medizinischen Setting. Das heißt, Aspekte der sexuellen Gesundheit werden gar nicht erst thematisiert. Die Annahmen der jeweiligen Mitarbeiter*innen definieren damit unsere Gesundheitsförderung.

Oder ich denke da an die Verweigerung einer Behandlung, z. B. wenn manche OPs ab einem bestimmten BMI nicht durchgeführt werden. Das liegt meist nicht an den einzelnen Mediziner*innen, da ist das ganze System beteiligt. Student*innen lernen nicht mit hochgewichtigen Menschen. Und in den Studien werden viele Menschen von vornherein ausgeschlossen, z. B. auch mit hohem BMI. Es gibt also keine guten Daten und Erfahrungen und das ist logischerweise mit einem schlechteren Outcome für die Patient*innen verbunden.

Einstufung nach BMI – wir alle kennen diesen Wert. Möchtest du den BMI gleich mal kommentieren?

Unbedingt, es lohnt sich, genauer hinzuschauen. Zum einen entstammt der BMI gar nicht der Absicht, einzelne Menschen zu bewerten, sondern war ein statistisches Tool, um ganze Bevölkerungen zu vergleichen. Und wir wissen – Statistik hat nicht viel mit der persönlichen Realität zu tun. Rein statistisch gesehen gibt es ja auch mehr heterosexuelle cis Menschen. Und alle Personen mit queerem Bezug wissen, das entspricht nicht dem eigenen Leben. Statistiken sind also nur reflektiert zu betrachten. Das gilt auch für den BMI. Von Expert*innen gibt es längst klare Aussagen, dass der BMI kein medizinisches Tool und kein guter Prädiktor für individuelle Gesundheit ist. Es wird aber noch lange dauern, bis diese Aussage im System verankert ist.

Bleiben wir noch kurz beim Gesamtsystem. Gibt es Bereiche, die diese systemimmanente Diskriminierung besonders verdeutlichen?

Ein Beispiel für die Absurdität des Umgangs mit Körpergewicht ist die Abnehm- und Diätkultur. Ganze Industriezweige beschäftigen sich mit Mitteln, die beim Abnehmen unterstützen sollen. Interessant ist: Den hochgewichtigen Menschen werden die Mittel fast aufgezwängt und sind als gut eingestuft. Bei niedriggewichtigen Personen hingegen wird der Anwendung etwas Krankhaftes unterstellt. Die gleiche Intervention wird also als sehr negativ eingestuft. Beides wird in den sozialen Medien unglaublich diskriminierend hochstilisiert.

Die vermeintliche „Gewichtsnorm“ ist eng begrenzt – zumal ein Körper lebenslang hineinpassen soll. So viele Menschen kämpfen ihr Leben lang damit, dieser „Norm“ zu entsprechen. Das kostet unzähligen Menschen Lebensqualität, psychische und auch physische Gesundheit. Dennoch sehen wir wenig Änderung. Die Gesellschaft hält daran fest: Gesund sein, bedeutet dünn sein.

Was macht das mit Menschen individuell?

Auch der Grat zwischen Diätkultur und Essstörung ist unglaublich schmal. Die Aussage ist: Höre nicht auf deinen Körper, sondern höre auf externe Werte, wie z. B. den BMI. Als hochgewichtige Person lernt man das von Anfang an. Wie soll man da ein gutes Verhältnis zu Essen, zu den Zeichen, die dir dein eigener Körper gibt, oder zu sich selbst aufbauen? Viele hochgewichtige Menschen, die ich kenne, leiden unter einer Essstörung. Und sie werden dafür belohnt, da es ja dem Abnehmen dient. Leiden niedriggewichtige Menschen unter einer Essstörung, werden sie für dieses Verhalten bestraft. Das ist einfach furchtbar.

Du hattest eingangs Sexualität erwähnt. Was siehst du hier auf individueller Ebene?

Die Unterstellung, hochgewichtige Menschen hätten keine Sexualität, ist oft spürbar. Die Aussage „Sei doch froh, wenn du jemanden als Beziehungs- oder Sexualpartner*in hast“ schwingt mit und impliziert, dass es eine Besonderheit ist oder man es eigentlich nicht wert sei, geliebt und begehrt zu werden.

Innerhalb von Beziehungen entsteht dann schnell eine emotionale Erpressung nach dem Motto: Es will dich eh keine andere Person außer mir, also sei dankbar und füge dich meinen Konditionen. Es entsteht leicht emotionale und sexuelle Gewalt gegenüber hochgewichtigen Menschen. Und warum? Weil unreflektiert einer Gesellschaft recht gegeben wird, die besessen davon ist, nicht höhergewichtig zu sein. Menschen registrieren teils gar nicht, wie sie anderen gegenüber agieren.

So wie das vermeintliche Kompliment, das viele von uns kennen?

Unbedingt. Die Frage „Du schaust gut aus – hast du abgenommen?“ ist genau das. Letztlich wird hier gesagt: Weil du abgenommen hast, siehst du besser aus. Bedeutet also, mit mehr Gewicht ist man nicht schön und Gewichtsverlust ist das ultimative Ziel ohne Rücksicht auf die Menschen dahinter. Dass diese Frage fast immer als Kompliment gemeint ist, macht deutlich, wie tief verwurzelt die negative Bewertung von Menschen mit höherem Gewicht ist. Man muss einfach mal anfangen, darüber nachzudenken!

Kommen wir abschließend noch mal zu den queeren Lebenswelten. Was wäre hier eine Message, die du mitgeben möchtest?

Da möchte ich gerne das Thema der Hormonbehandlung im Rahmen einer Transition ansprechen.

Oft habe ich erlebt, dass es in Gesprächen zur Hormonbehandlung plötzlich heißt „Achtung, davon nimmt man zu“ und dass trans Personen Angst davor haben oder bekommen. Das ist doch unerträglich, wenn trans Menschen so viel auf sich nehmen, eben z. B. auch mit Hormonen und dann wird ihnen gleich die nächste Diskriminierung umgehängt.

Daher möchte ich auch in unserer queeren Lebensbubble motivieren, andere Diskriminierungsformen, wie eben die gewichtsbezogene, öfter zu reflektieren. Wenn wir als Community die Kraft haben, gemeinsam gegen die heteronormativen Ansichten zu kämpfen, dann sollten wir uns auch nicht ungefragt anderen Normen unterordnen.

Birgit Leichsenring

Mikrobiologin und biomed. Wissenschaftskommunikatorin

Queer und behindert

In der queeren Community werden Menschen mit Behinderungen oft übersehen.

> Text von Christian Höller

Ich bin ein queerer Mann mit einer Mehrfachbehinderung. Ich verwende in diesem Artikel bewusst die Wörter Behinderung und Beeinträchtigung, weil ich den Begriff „besondere Bedürfnisse“ ablehne. Schließlich habe ich die gleichen Bedürfnisse wie alle Menschen – ich möchte angenommen und geliebt werden so wie ich bin. Ich schreibe diesen Artikel, weil es mir wichtig ist, dass in der queeren Community auch die Perspektiven von behinderten Menschen berücksichtigt werden. Denn ich habe den Eindruck, dass wir oft übersehen werden. Ich bin mit einer seltenen genetischen Erkrankung auf die Welt gekommen. Als Kind und als Jugendlicher war ich bei vielen Ärzt*innen und in zahlreichen Spitälern. Erst im Alter von 16 Jahren habe ich eine Diagnose bekommen. Für mich war das ein Schock. Denn mit der Diagnose wurde mir klar, dass keine Heilung möglich ist. Ich musste mich damit abfinden, dass ich das ganze Leben lang behindert bin. Meine Erkrankung kann sich schubweise verschlimmern. Ich muss daher regelmäßig zu medizinischen Kontrollen. Diese sind mühsam und mit Ängsten verbunden. Wird die Erkrankung schlimmer, sind medizinische Eingriffe notwendig. Das Ganze beeinflusst auch mein psychisches Wohlbefinden. Es gab Phasen, in denen ich einfach meine Ruhe haben wollte und die Kontrolltermine nicht wahrgenommen habe. Hinzu kommen chronische Schmerzen, die mit der Beeinträchtigung zusammenhängen.

Das Leben mit einer Mehrfachbeeinträchtigung ist nicht einfach. Christine Steger, die Behindertenanwältin der Republik Österreich, sagt, dass Österreich ein Land mit einer tiefsitzenden Behindertenfeindlichkeit ist. Ich kann das bestätigen. Bevor ich auf Diskriminierungsmuster in der queeren beziehungsweise schwulen Welt Bezug nehme, möchte ich von meinen Erfahrungen in der heteronormativen Welt erzählen, weil ich hier geschlechtsspezifische Unterschiede wahrgenommen habe. Ich bin in der Schule gemobbt worden, weil ich wegen meiner Beeinträchtigung einige Dinge nicht tun beziehungsweise bestimmte Leistungen nicht erbringen konnte. Es waren immer männliche Mitschüler, die mich ausgegrenzt haben. Ich habe den Turnunterricht gehasst. Bei Mannschaftswahlen bin ich immer als Letzter übriggeblieben. Anstatt mich vom Turnunterricht abzumelden, wurde mir von den Eltern und von der Schule vermittelt, dass ich hart zu mir selbst sein soll.

Ich bin auch von männlichen Lehrern gemobbt worden, aber nie von weiblichen Lehrerinnen. Ich kann mich an Situationen erinnern, in der mich männliche Lehrer zum Gespött der Klasse gemacht haben. Heute würde ich mich wehren und solche Lehrer melden. Doch ich bin in den 1970er Jahren in der österreichischen Provinz in einer zutiefst patriarchalen Welt aufgewachsen. Damals gab es kein Internet und keine Schul-Psycholog*innen, an die ich mich hätte wenden können. Meine Eltern meinten nur: „Achte darauf, dass du die Behinderung so gut wie möglich verstecken kannst“. Denn die Eltern hatten Angst, dass ich in die Sonderschule komme und damit noch mehr ausgegrenzt werde. Ich hoffe, dass heute Kinder und Jugendliche mit Beeinträchtigungen solche diskriminierenden Erfahrungen nicht mehr machen.

Ich musste mir meine Akzeptanz erkämpfen. Zum Glück haben sich die Hilfsmittel für Menschen mit Beeinträchtigungen im Laufe der Zeit gebessert. Früher gab es etwa dicke Hörgeräte, die nicht zu übersehen waren. Heute werben die Hersteller*innen mit dem Slogan „unsichtbare Hörgeräte“. Mit speziellen harten Kontaktlinsen und medizinischen Eingriffen habe ich auch meine Sehbehinderung in den Griff bekommen. Zu meiner genetischen Erkrankung gehört auch, dass sich mein Aussehen verändert. Als ich 15 Jahre alt war, bekam ich am Körper Altersflecken und graue Haare. Ich habe mir früher die Haare färben lassen, doch die Kopfhaut hat die Farbe nach einigen Jahren nicht mehr vertragen. Ich trug auch im Sommer lange Kleidung, damit niemand die Altersflecken sieht. Gleichzeitig fühlte ich mich von Teilen der queeren und schwulen Community, die sehr auf ein gutes Aussehen und perfekte Körper achtet, ausgegrenzt.

Ich habe mich für die Beeinträchtigungen lange Zeit geschämt. Als ich als Jugendlicher gemerkt habe, dass ich auch noch schwul bin, habe ich meinen Körper noch mehr gehasst. Denn „Behinderter“ und „schwule Sau“ waren oft gehörte Schimpfwörter unter Jugendlichen. Ich hielt die Homosexualität auf dem Land geheim. Schließlich war ich als Mann mit Mehrfachbeeinträchtigungen schon genug ausgegrenzt. Ich habe die Schule geschafft und zog zum Studium nach Wien. Dort hatte ich mein Coming-out. Doch Menschen mit Beeinträchtigungen waren in der damaligen schwulen Community kaum präsent. Die meisten Bars und Lokale waren nicht barrierefrei. Auch in schwulen oder queeren Medien kommt das Thema Behinderung nicht vor. Es scheint, als ob wir gar nicht existieren würden. Oder werden wir unsichtbar gemacht?

Tatsache ist, dass sich die verschiedenen Behindertenverbände nicht wirklich mit queeren Themen auseinandersetzen. Und auch in der queeren Community sind Menschen mit Beeinträchtigungen kaum vertreten. Dies fängt schon bei Filmen und Serien an, wo generell wenige Menschen mit Behinderungen zu sehen sind. Zwar gibt es die eine oder andere queere Serie mit Menschen mit Beeinträchtigungen wie die Netflix-Serie „Ein besonderes Leben“ (Originaltitel: „Special“). Dabei handelt es sich um seltene Ausnahmen.

Ich habe gelernt, dass ich mir in der Beziehung zu meinem Körper eine positive Sichtweise aneigne – nach dem Motto „das Glas ist halbvoll und nicht halbleer“. Auch wenn meine Behinderung Einschränkungen mit sich bringt, hängt es von meiner inneren Einstellung ab, ob ich mich darüber ärgere oder ob ich mich auf die positiven Seiten fokussiere. Das gelingt mir nicht immer. Ohne Kontaktlinsen sehe ich leider fast nichts mehr. Es gibt immer wieder Tage, da habe ich solche Schmerzen, dass ich die Kontaktlinsen schon früh am Abend herausnehmen muss. Leider bringt bei mir eine Brille fast keine Verbesserung. Anstatt frustriert zu sein, dass ich an manchen Abenden nichts mehr lesen und keine Filme sehen kann, höre ich mit dem Hörgerät Hörbücher. Zum Glück gibt es vom Blinden- und Sehbehindertenverband für Behinderte eine kostenlose Hörbücherei. Dort sind aber nur drei queere Hörbücher aufgelistet.

Meine Behinderung ist nicht gleich auf den ersten Blick erkennbar. Dank Hörgerät und Sehbehelfen komme ich gut über die Runden. Im Theater achte ich darauf, dass ich Plätze möglichst weit vorne habe. Ich freue mich darüber, dass es mit dem Behindertenpass entsprechende Ermäßigungen gibt. Ich vermeide Partys und Gruppen, in denen Menschen wild durcheinander sprechen. Ich gehe selten zu Weihnachts- und Geburtstagsfeiern, sondern ich feiere lieber zu zweit in einem ruhigen Raum ohne Hintergrundmusik. Insofern kann ich auch gut als Psychotherapeut arbeiten, weil ich mich dann nur auf eine Person im Raum konzentrieren kann.

Ich wünsche mir, dass in der queeren und schwulen Community mehr über den Umgang mit Beeinträchtigungen und über Ableismus gesprochen wird. Beim Thema Ableismus geht es um Strukturen und Denkweisen, mit denen Menschen mit Beeinträchtigungen oder chronischen Erkrankungen diskriminiert werden.

Christian Höller

Der Autor ist Psychotherapeut und hat eine Praxis in Wien

Jugendstil

Das A in LGBTIQA steht für Alt?

> Text von Jo Obradovic

Kaum zu glauben, aber wahr: Mit Erscheinen dieser Ausgabe bin ich offiziell zu alt für das QYVIE-Jugendteam. Ja, du hast richtig gelesen – ausgerechnet ich, dessen jugendlicher Charme eigentlich die Zeit stillstehen lassen sollte. Ein unsichtbarer Timer ist abgelaufen, und plötzlich stehe ich vor der Schwelle zur „Ü29-Riege“. Was jetzt? Orthopädische Schuhe statt Fetischgear? Anti-Aging Creme statt Poppers? Muss ich endlich “Twink” aus meiner Grindr Bio nehmen?

Jung, frisch, frech – Jugend als Fetisch

Auch für die queere Community, die sich von Göttern alter Pantheons abgewandt hat, gibt es weiterhin eine Religion mit einer unzählbaren Schar Anhänger*innen: Die Jugend. Damit soll nicht etwa die sogenannte „Jugend von heute“ gemeint sein, mit ihren komischen TikToks und Avocado-Toasts.

Nein, gemeint ist frisches, saftiges, haarlos-glattes Fleisch. Die jugendlichen Körper, die sexuell begehrt, künstlich verjüngt, frisch geschlüpft sind. Mit ihnen möchte man sich identifizieren, mit ihnen möchte man schlafen. Man sieht sie im Fernsehen, in Szenen, die in Nachtclubs spielen oder auf perfekt kuratierten Social Media-Kanälen.

Versteht mich nicht falsch: Der Jugend soll die Jugend gegönnt sein, jedoch müssen wir als Community unsere Obsession anerkennen. Wir (als Community) haben einen ungesunden Fetisch mit jungen Körpern. Es gibt die (un)ausgesprochene Regel, vielleicht nicht für die ewige Jugend aber für den ewig jungen Körper.

Selbst wenn man Begriffe wie “Daddy” ins Spiel bringt, die ja vermeintlich dieses Muster aufbrechen, so setzt sich hier doch auch der Altersfetisch fort. Nicht nur gibt es hier einen fragwürdig inzestuösen Beigeschmack, sondern auch eine Fetischisierung der eigenen Jugend – gegenüber dem gealterten, väterlichen Lustobjekt. Man stelle sich vor, es ginge bei der Bezeichnung “Daddy” um eine aufrichtige Wertschätzung des Alters einer Person. “Daddy” beschreibe die Lebensweisheit und den Erfahrungsreichtum. “Daddy” ist, wer das Privileg genoss, als queerer Mensch alt zu werden – wie wir wissen eine recht neue Errungenschaft, und selbst da kämpfen wir noch mit erhöhten Sterblichkeitsraten junger queerer Menschen.

Alt und ungeliebt

Leider lässt sich auch nicht auf mediale Vorbilder verweisen. Queere Liebesgeschichten sind vermehrt im Bereich der Jugend angesiedelt – ein Problem, das wir uns vielleicht auch mit den cis-Heten teilen. Alter ist gesamtgesellschaftlich selten die Bühne für reißerische Liebesgeschichten. Und dennoch – es fehlt ja oft an realen Vorbildern dafür – gibt es kaum Geschichten, in denen das alte Ehepaar, die alten Nachbar*innen einfach queer sind. Das A in LGBTIQA steht definitiv nicht für Alt, aber es könnte sich die Abkürzung mit Aromantischen und Asexuellen teilen, so wenig wie man all diese in Film und Fernsehen zu Gesicht bekommt.

Was jetzt, Opa?

Auch wenn es einem manchmal so vorgehalten wird: Die Dreißiger sind definitiv noch nicht der Lebensabend. Für die meisten gehöre ich noch nicht zur Senior*innen-Riege des Vereins (und wehe, jemand sagt was anderes). Und dennoch bedeutet es für mich, Abschied zu nehmen von der (Vereins-)Jugend. Älterwerden ist manchmal ein Ende und das ist auch in Ordnung so. Es ist an der Zeit, uns auf alle Phasen des Lebens einzulassen und die Fülle der Vielfalt zu feiern, die unsere Gemeinschaft ausmacht.

Ich werde wirklich nicht mehr jünger und das freut mich. Älterwerden ist mit jedem Jahr eine weitere Befreiung: Von Schönheitsnormen, schlechten Lernerfahrungen und dem unfassbaren Druck, „jung geblieben“ zu bleiben. Man ist so alt, wie man sich fühlt, und ich fühl mich richtig alt und das ist super geil. Wer weiß, vielleicht fang ich an auf Dating-Apps mit meinem Alter zu lügen. Vielleicht werde ich 35? 42? Vielleicht Deinstallieren und ein örtliches Kryptid im Wald werden.

So blicken wir also nach vorne, mit Stolz auf das, was wir bereits erreicht haben, und voller Neugier auf das, was noch kommen mag. Denn das Leben, und insbesondere das queere Leben, wird niemals alt – es wird nur noch besser.

Jo Obradovic

Queer Youth Vienna
QYVIE
HOSI Wien

Die Sehnsucht nach einem schönen Körper

Ab wann wird Eitelkeit zum Problem?

> Text von Michael Stromenger

Es ist völlig normal, attraktiv sein zu wollen und Wert auf körperliche Fitness zu legen. Eine ausgewogene Ernährung und regelmäßige Bewegung sind grundsätzlich gesundheitsfördernd. Doch aus dem Wunsch, hübsch auszusehen, kann sich schnell ein gefährlicher Schönheitswahn entwickeln, der Betroffene einem hohen inneren Druck aussetzt und erhebliches Leid verursachen kann.

Gerade bei schwulen Männern scheint der Wunsch nach äußerlicher Attraktivität besonders ausgeprägt zu sein. Zahlreiche Studien und Artikel legen nahe, dass schwule Männer im Vergleich zu anderen Bevölkerungsgruppen häufiger danach streben, einem bestimmten Schönheitsideal zu entsprechen. In einer Umfrage des Magazins Attitude gaben 84 % der Befragten an, unter starkem Druck zu stehen, einen attraktiven Körper zu haben. Noch alarmierender ist, dass schwule Männer etwa 42 % der männlichen Essstörungsfälle in den USA ausmachen (vgl. National Eating Disorder Association), was auf eine besondere Anfälligkeit für Körperunzufriedenheit und gestörtes Essverhalten hinweist.

Der Drang zur körperlichen Perfektion führt oft zu einem übermäßigen Fokus auf Fitness und Ernährung. Viele Betroffene konzentrieren sich stark auf Muskelaufbau, um ihr Selbstwertgefühl zu steigern. Ein wesentlicher Faktor ist der sogenannte „muscle distress“ (Begriff von Psychology Today): Dabei handelt es sich um eine verzerrte Körperwahrnehmung, bei der Männer trotz intensiven Trainings das Gefühl haben, nicht muskulös genug zu sein oder gar einen schlechten Körper zu haben. Diese ständige Unzufriedenheit mündet oft in noch exzessiveres Training und strenge Diäten, die schnell in ungesunde Muster übergehen können. „Muscle distress“ führt häufig zu einer regelrechten Besessenheit von einem als ideal empfundenen Körperbild. Da dieses Ideal in der Selbstwahrnehmung jedoch meistens unerreichbar bleibt, entsteht ein Teufelskreis aus Selbstzweifeln und weiteren Perfektionierungsversuchen.

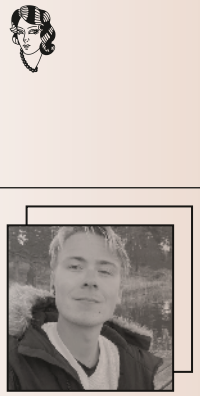
Woher kommen diese Gefühle?

Es ist recht leicht sich vorzustellen, warum Menschen grundsätzlich einen schönen Körper haben wollen. Doch warum scheint der Wunsch nach Perfektion bei schwulen Männern besonders ausgeprägt zu sein? Oft steht er im Zusammenhang mit einer unbewussten Angst vor Ablehnung, verstärkt durch Diskriminierungserfahrungen und internalisierte Homophobie. Zusätzlich wird leider auch innerhalb der schwulen Szene oftmals das Gefühl vermittelt, einem bestimmten Bild entsprechen zu müssen. Dieser Druck erzeugt zusätzlichen Stress. Das äußere Erscheinungsbild wird zum Maßstab für den eigenen Wert, was den Wunsch nach einem „perfekten“ Körper weiter verstärkt.

Auch soziale Medien und Dating-Apps schaffen einen visuellen Wettbewerb, der dazu drängt, dem Idealbild eines attraktiven Mannes zu entsprechen. Plattformen wie Grindr fördern Vergleiche und verstärken die Vorstellung, dass Anerkennung von äußerlicher Attraktivität abhängt. Für viele führt das zu Minderwertigkeitsgefühlen und beeinträchtigt die psychische Gesundheit.

Das Zusammenspiel all dieser Einflüsse kann zu einem pathologischen Schönheitswahn führen, der mit negativen Folgen wie sozialem Rückzug sowie der Entwicklung von Depressionen und Angststörungen einhergehen kann.

Betroffene können jedoch Wege finden, um aus dieser Gedankenspirale auszubrechen und ein gesundes Körperbild zu entwickeln. Unter anderem kann therapeutische Unterstützung dabei helfen, negative Denkmuster zu erkennen. Zudem kann ein bewusster Umgang mit sozialen Medien und das Entfolgen unrealistischer Schönheitsvorbilder den Druck verringern, bestimmten Idealen entsprechen zu müssen. Letztlich ist es wesentlich, dass Betroffene lernen, den Selbstwert auf mehr als nur äußere Merkmale zu stützen.



Michael Stromenger

Sozialarbeiter in Wien

Bin ich trans* genug?

> Text von Chris

Wann gilt man als trans*? Gilt man erst dann als trans*, wenn man jeden Morgen gequält in den Spiegel blickt und sich wünscht, man wäre in einem anderen Körper aufgewacht? Oder ist man vielleicht auch schon trans*, wenn man nicht gerne den dem eigenen Geschlecht zugeordneten Stereotypen nachkommt? Oder ist man einfach dann trans*, wenn man sich selbst so bezeichnet?

Viele trans*-Personen fragen sich, wann die Schwelle überschritten ist, ab der sie das „Recht“ haben, sich als trans* bezeichnen zu dürfen. Muss man dafür die eigene Transition schon angefangen haben, oder gar schon darin fortgeschritten sein? Und wie sieht es mit nicht geouteten trans*-Personen aus? Kann man denn wahrlich trans* sein, wenn man es kaum bis niemandem erzählt? Und wie sieht es bei nicht-binären Geschlechtsidentitäten aus?

Ich kann aus eigener Erfahrung sagen, dass ich mich lange davor scheute, mich als trans* zu bezeichnen; schließlich wollte ich nie das gegenteilige Geschlecht annehmen. In meiner Jugend fühlte ich eine, für mich damals unerklärliche, Solidarität mit trans*-Personen, obwohl ich mir sehr sicher war, kein Mann sein zu wollen. Gleichzeitig hatte der Titel der Frau immer einen bitteren Beigeschmack für mich, den ich mir genauso wenig erklären konnte. Ich fand mich also damit ab einfach ein „Tomboy“ zu sein; diese tragen schließlich gerne maskuline Kleidung und brechen mit gewissen gesellschaftlichen Normen. In meinem Kopf gab es damals nur zwei binäre Geschlechter: Mann und Frau. Nicht-binäre Identitäten lernte ich erst viele Jahre später kennen und als ich es tat, ergab alles plötzlich sehr viel mehr Sinn. Ich hatte endlich einen Namen dafür, wie ich mich fühlte, und es gab viele andere, die ebenso dachten und fühlten. Es war unglaublich befreiend, gleichzeitig kamen aber auch Zweifel in mir auf. Zweifel wie etwa „Was, wenn ich zu viel in meine Gefühlswelt hineininterpretiere?“, „Ist es nicht übertrieben, mich als ein anderes Geschlecht zu fühlen, nur weil ich nicht gerne Frau bin? Hat das alles nicht viel mehr mit der Sozialisation der Frau in unserer Gesellschaft zu tun?“. Lange dachte ich auch, dass ich nicht genug Leidensdruck hätte, nicht genug an mir verändern wollte, um mich als trans* bezeichnen zu dürfen. So wie mir ging es aber schon vielen. Internalisierte Transphobie führt nicht selten zu Selbstzweifeln und teils auch Selbsthass. „Warum kann ich nicht einfach „normal“ sein? Vielleicht will ich insgeheim nur Aufmerksamkeit. Vielleicht bin ich eigentlich doch cis und nicht trans*, und möchte einfach hervorstechen.“

Spoiler alert: Die meisten cisgeschlechtlichen Menschen denken nicht ständig darüber nach, mit welcher Geschlechtsidentität sie sich am meisten identifizieren.

Ein anderer Punkt, der manche trans*-Personen zum Zweifeln bringt, ist Geschlechtsdysphorie. Kann man denn trans* sein, wenn man zwar lieber einem anderen Geschlecht angehören würde, aber auch nicht in täglicher Misere lebt in der Geschlechtsrolle, die einem bei der Geburt zugeordnet wurde? Kann man denn wirklich trans* sein, wenn man vor dem inneren Coming-out keine großen Probleme mit dem eigenen Körper hatte?

Nicht jede Person, die trans* ist, fühlt Geschlechtsdysphorie, und diejenigen, die es tun, erleben sie alle unterschiedlich. Oftmals kommt Dysphorie auch erst dann so richtig auf, wenn man sich der potenziellen Möglichkeiten, wie man die eigene Geschlechtsidentität ausleben könnte, erstmals bewusst geworden ist. Einige berichten , dass sich ihre Dysphorie in Grenzen hielt vor dem Begreifen trans* zu sein; sie kannten schließlich nie etwas anderes. Ist es nicht normal, nicht zufrieden mit dem eigenen Spiegelbild zu sein?

Ein viel besserer Indikator für die eigene trans*-Identität ist viel mehr die Euphorie und was sie auslöst. Auch viele cis-Personen sind unzufrieden mit ihrem Körper, aus den verschiedensten Gründen. Deshalb sagt es mehr aus, wenn wir gewisse Attribute an uns betonen oder verändern, die Freude in uns auslösen. Ob es nun Kleidung ist, die gesellschaftlich einem bestimmten Geschlecht zugeschrieben wird, endlich einen Binder gefunden zu haben, der richtig passt, oder einen Packer oder BH zu tragen – das sind die Momente, in denen wir uns ein Stück mehr wie wir selbst fühlen, und die diese

Zweifel, zumindest bei mir persönlich, verstummen lassen.

Um auf die Frage vom Anfang zurückzukommen, wann jemand denn nun „trans* genug sei“, bleibt nur zu sagen, dass die Geschlechtsidentität jeder einzelnen Person eine sehr individuelle Entdeckungsreise darstellt. Dabei geht es nicht darum, irgendeinen Standard zu erfüllen oder eine trans*-Checkliste abzuarbeiten, damit man alles getan hat, was gesellschaftlich von einer trans*-Person erwartet wird. Man ist sowohl geoutet als auch nicht geoutet trans* und es spielt keine Rolle, wie weit wir in unserer Transition sind. Ebenso schulden trans*-Personen niemandem, sich auf eine gewisse Art und Weise zu kleiden. Nicht-binäre Menschen schulden niemandem Androgynie, eine Trans*frau kann ebenso noch in der Männerabteilung einkaufen gehen, wie ein Trans*mann sich noch in Kleidung aus der Frauenabteilung wohlfühlen oder sich schminken kann. Kleidung kennt kein Geschlecht und ist ausschließlich durch gesellschaftliche Normen und Traditionen geprägt, die sich im Laufe der Jahrhunderte stetig veränderten.

Trans*-Personen sind niemandem Rechenschaft schuldig über ihre Identität. Für sich selbst herausgefunden und entschieden zu haben, dass man trans* ist, ist alles, was es braucht.

Chris

Gesundheits- und KrankenpflegerIn*
arbeitet in der Gesundheitsberatung

Beide Dinge können wahr sein

> von Skye Ebner

Für einige trans Personen ist Passing das Ende einer Reise. Das Ziel. Ein Ankommen. Ein Aufatmen, ein Durchatmen. Ein Sein ohne Angst. Ein Willkommen. Eine Wahrheit. Die Wahrheit.

Für mich ist Passing in einer binären Welt das Ende meines Selbst. Es ist Anpassung. Verstecken. Verleugnung. Lüge.

Was für andere Freiheit bedeutet, wäre für mich Gefangenschaft.

Fremde Begegnungen

> von Skye Ebner

Wien, 4 Uhr nachts
Dunkel, aber nicht finster
Ich im roten Kleid
Absätze auf Beton
Leere Straßen
Ein Heimweg
Ein fremder Mann
Ein Spruch
Eine Hand, die nach meiner greift
Meine Schritte, die schneller werden
Schritte, die nachlaufen
Beine, die kürzer sind als meine
Komik oder Panik?
Flucht statt Kampf
Niemand
Jemand
Vier Personen
Andere Straßenseite
Eine Zuflucht
Eine hastige Erklärung
Verständnis
Sorge
Freundlichkeit
Sicherheit
Zittern
Adrenalin oder Angst?
Eine Tür
Eine Wohnung
Ein Schloss
Ausatmen
Wissen, dass trans Personen sterben
Ein laut pochendes Herz
Bestätigung, dass ich lebe

Skye Ebner

Aktivisti

„Der wird ja einen kleinen … haben!“

Ein paar Gedanken und Fragen zu Bodyshaming

> Text von Tinou Ponzer

Körper sind verschieden, sind vielfältig – und wir stehen auf diverse Körper. Oder?

Wir leben jedenfalls in einer Welt, die Schönheit und Geschlecht immer noch nach weißen, nicht-behinderten, binären Maßstäben definiert.

Ich höre gleichzeitig wie wertvoll „Diversity“ wäre und Sätze wie „Love knows no gender“ oder „unter dem Regenbogen haben Alle Platz“... in der Realität ist es aber schon so, dass Körper, die nicht in Schönheitsnormen passen, auch in Teilen der LGBTIQA*-Community als nicht begehrenswert gelten, oder fetischisiert werden, für eine Nacht, oder einfach unsichtbar sind.

Drag Kingz and Queens sind beliebt in der Szene – spielen sie doch mit Klischees und den Geschlechter-Normen und sind auch einfach persönlich-kreativer Ausdruck – für viele schlicht empowernd! Doch ist das Interesse genauso noch da, wenn man unter Schminke, Kleidung, Perücke und weiteren Accessoires aber nicht die Geschlechtsmerkmale „bietet“, die der Binarität entsprechen?

Als _sichtbare_ intergeschlechtliche Person war ich gerade als junger Mensch viel Bewertung, Ablehnung, Verachtung, Belästigung und Aggressionen ausgesetzt. Und Belustigung. Auf offener Straße wurde ich mehrmals fotografiert, ausgelacht, auf der Tanzfläche wurde mein Rock hochgehoben, um „nachzuschauen“, was ich da unten habe...

Wenn ich dann noch abwertende Bemerkungen über Körper, insbesondere Genitalien, von sogenannten Feministinnen und aus der (LGB-)Community höre, macht mich das betroffen.

Macht ihr euch über Größen von Genitalien lustig? Wenn ja, warum?

Ist euch bewusst, dass dahinter Inter- und Transphobie stecken kann und Inter- und Transfeindlichkeit gestärkt wird?

Wisst ihr, was ihr damit psychisch auslösen könnt?

Bodyshaming ist, wie so viele Diskriminierungen, nicht unbedingt „böse“ gemeint – aber es geht auf Kosten derjenigen, deren Körper Gegenstand des Witzes werden.

Und zwar auch, wenn ihr damit ein großes cis-männliches Ego, jemanden Mächtigen kritisiert, der viele Privilegien hat, reich ist, ein fettes Auto fährt, andere unterdrückt, Kriegstreiber ist... benennt doch einfach das Verhalten und die Strukturen, die scheiße sind?

Denn die Auswirkungen solcher Witze und Kommentare betreffen eben alle anderen auch, die mit der vermeintlichen Kritik gar nichts zu tun haben. Mitunter direkt neben euch, die Teil unserer Community sind. Niemand soll sich für den eigenen Körper schämen müssen!

Und mit Community meine ich, dass wir gemeinsam, geschichtlich und aktuell, betroffen sind von zuschreibenden, pathologisierenden und gewaltvollen Zwei-Geschlechter-Normen und dem Fehlen gleicher Rechte und positiver Sichtbarkeit.

Für mich persönlich ist das ausschließliche Interesse an mir aufgrund meines Körpers, weil etwas an ihm als „anders“ wahrgenommen wird, auch ein Aspekt von Bodyshaming. Nicht zu verwechseln damit, wenn man sich einfach zu inter, nicht-binären und trans Körpern und Menschen stark hingezogen fühlt. Es geht dabei um eine respektvolle, konsensuelle Ebene – die in allen Begegnungen relevant ist. Und dieser klare und feine Unterschied ist spürbar für mich, wenn ich merke, dass ich im Kopf einer anderen Person als das spannende „Andere“ herumschwirre und ein Objekt für ihre neugierigen, egoistischen Motive werde.

Doch wir alle aus der LGBTIQA*-Community kennen das: diese Situationen, wo wir spezifisch aufgrund unserer sexuellen und/oder romantischen Orientierung, unseres Geschlechts, unseres Ausdrucks, unserer Identität anders behandelt, diskriminiert werden, die für andere außerhalb gar nicht erkennbar sind als solches. Oder dass wir zum Queer-Experimentieren herhalten sollen. Oder dass man sich vor uns „graust“.

Grausig sind allerdings nur die heteronormativen, patriarchalen, sexistischen Machtverhältnisse! Und die sollten wir uns alle nicht gefallen lassen!

Nobody is shameful. Bestärken und unterstützen wir einander in (unseren) Schönheit(en) – gemeinsam gegen Bodyshaming!

Tinou Ponzer

Vorstand VIMÖ

Pink Pony Clothes

„Der da hinten ist fix schwul, schau wie er ausschaut.“

„Ist das ein Junge oder ein Mädchen?“

„Die hat kurze Haare, die steht sicher auf Weiber!“

> Text von Carina Kapeller

Stereotype Vorstellungen über das Aussehen queerer Personen gab es schon immer, haben sich mit der Zeit verändert und wird es wahrscheinlich immer geben.

Aber wie sieht denn so eine ‚typisch queere Person‘ überhaupt aus? Wenn man heutzutage im Internet nach Stereotypen von LGBT+ Menschen sucht, könnte man meinen, alle queeren Menschen sind blauhaarige Baristas mit Septum-Piercing und Patchwork-Tattoos. Oft werden solche Aussehensmerkmale mit Rebellion verbunden, dem Ablehnen von sozialen Normen, Gepflogenheiten oder Schönheitsidealen. Bei vielen konservativen Menschen löst dieses ‚aus der Reihe tanzen‘ ein Gefühl der Ablehnung aus, was sich manchmal sogar in Hass (zum Beispiel eben Homo- und Transfeindlichkeit) steigern kann.

Alexa, zeig mir einen Schwulen!

Aus Interesse habe ich ChatGPT gebeten, ein Bild zu malen: „Zeichne mir ein Bild von einer stereotypischen LGBT-Person.“ Die Antwort hat mich zuerst positiv überrascht, da ich sofort mit einem Bild gerechnet hatte: „LGBT-Personen drücken sich auf unglaublich vielfältige Weise aus, sodass es keine festgelegte „stereotypische“ Darstellung gibt, die die Gemeinschaft fair abbilden würde […]. Es gibt kein einheitliches Aussehen, das diese Gemeinschaft definiert. Es wäre problematisch und reduzierend, eine stereotype Darstellung zu schaffen, da queere Menschen vielfältig und einzigartig sind.“

Unter meiner Anfrage wurde mir sogar ein roter Text ‚Dieser Inhalt verstößt möglicherweise gegen unsere Nutzungsrichtlinien.‘ angezeigt.

Dies zeigt aber nicht, dass Künstliche Intelligenz weniger stereotypisch ist, im Gegenteil. KI ist im Grunde geballte Information aus unzähligen Quellen, und gerade sich wiederholende Stereotypen sind gefundenes Futter für Suchmaschinen. Dieser KI wurde daher von Entwickler*innen ‚beigebracht‘ solche Stereotype zu erkennen und ihnen geschickt aus dem Weg zu gehen.

Als ich jedoch bei meinem Wunsch nach einem Bild geblieben bin und zusätzlich um eine vielfältige, allgemeine Darstellung gebeten habe, ist ein Mensch mit bunten Haaren, massenhaft Piercings und einem Regenbogenschal erschienen. Am Ende des Tages bleiben eben doch gewisse Vorurteile und Bilder in unseren Köpfen bestehen, die in uns allen etwas auslösen, wenn wir ihnen im Alltag begegnen.

Kleider machen Leute

So sehr Stereotype auch nerven, irgendwo steckt manchmal auch ein Korn Wahrheit darin. Bestimmte Kleidung, Haarschnitte, Piercings, Tattoos, Nagelkunst, Schmuck, etc. können ermächtigende Faktoren des Ausdrucks von Zugehörigkeit sein. Innere Werte werden laut und bunt nach außen getragen, als Markenzeichen oder Mahnmal. Es zeigt Stolz auf die eigene Identität und die Community, zeigt die Freiheit, das eigene Leben so zu gestalten und zu leben, wie man es möchte. Fremde auf der Straße sollen schon aus hundert Meter Entfernung sehen können, welche gesellschaftlichen oder politischen Werte die Person mit und in sich trägt.

Diese spezifischen Ausdrucksweisen dienen aber nicht nur zur Abgrenzung von gewissen Normen, sondern auch dazu, um sich mit Gleichgesinnten zusammenzufinden. Die erste Erfahrung mit dem Gefühl der Zugehörigkeit zur queeren Community ist für viele ein Meilenstein, genauso wie die erste Teilnahme an einer Pride oder die erste Partnerperson. Sich in anderen wiederzuerkennen, etwa durch den gleichen äußerlichen Ausdrucksstil, schafft eine ganz besondere Bindung, nicht nur zur Gemeinschaft, sondern stärkt auch die eigene Person. Innerhalb der queeren Community war der Ausdruck durch Mode schon immer ein wichtiger Bestandteil – Beispiele dafür sind das Tragen bestimmter Farben, androgyner Kleidung oder ‚Crossdressing‘, ein bestimmtes Ohrpiercing bei Männern, etc. Auch ein kleiner Pin an der Kleidung etwa kann Großes im Gegenüber auslösen, ein Gefühl der Sicherheit, des Verständnisses, der

Akzeptanz und möglicherweise auch der Zugehörigkeit. Gerade Minderheiten sind immer auf der Suche nach Verbündeten, kleinen Anzeichen, die sie wissen lassen: Von dieser Person muss ich keine Gefahr erwarten.

One-Way-Ticket

Offensichtliche Queerness ist aber nicht immer ideal oder wünschenswert. Auf Anhieb als ‚anders' abgestempelt zu werden, kann sehr unangenehm oder schlimmstenfalls sogar gefährlich sein. Manchmal ist es eine Hautfarbe, ein Kopftuch oder eine Gehhilfe, die sofort ein Alleinstellungsmerkmal darstellt, oder eben die Kleidung, Haare oder anderes äußerliches, welches nicht der weißen, ableistischen cis-hetero Norm entspricht. Die Energie in einem Raum verändert sich, plötzlich ist da etwas Außergewöhnliches, etwas, das sich von der Gruppe abhebt. Die Frage, wie mit dieser andersartigen Person umgegangen werden soll, hängt schwer in der Mitte des Raumes. In Sekundenschnelle werden alle Informationen über diese Minderheit aus den tiefsten Ecken des Gedächtnisses herausgegraben. Oft sind hier dann verschiedenste Vorurteile dabei, und/oder viele Unsicherheiten, die durch Unwissen entstehen. Manche versuchen diese Unsicherheit zu überspielen und die ‚Schuld' von sich abzuweisen („man darf ja heutzutage gar nichts mehr sagen"), andere versuchen der Situation aus dem Weg zu gehen, in dem für sie „eh alle gleich" sind.

Natürlich ist Sexualität grundsätzlich unsichtbar und es gibt genug queere Menschen, bei denen es ein Coming-out braucht, um als queere Person erkannt zu werden. Dafür sind dann andere wiederum so offensichtlich queer, dass sogar bei cis-hetero Personen der Gay-dar läutet. Aus persönlicher Erfahrung sprechend kann ich sagen, dass ich manchmal wünschte, ich könnte diesen sehr einfach erkennbaren queeren Teil meiner Identität verstecken, und erst dann darüber sprechen, wenn ich es für richtig und notwendig halte. Nicht sofort irgendein Label aufgedrückt bekommen, nur weil ich kurze Haare oder Piercings habe. Mag schon sein, dass die eine oder andere Annahme auch stimmt, trotzdem ist es selten ein gutes Gefühl, stereotypisiert zu werden – nicht selten habe ich das Gefühl, in Gruppen mit überwiegend cis-hetero Personen negativ herauszustechen und schwerer Anschluss zu finden.

Gekommen, um zu bleiben

Der Stigmatisierung entgegenwirkend entstehen heutzutage immer mehr Safe Spaces. Diese geschützten Orte oder (virtuellen) Räume dienen dazu, Menschen ein Gefühl von Sicherheit zu geben, sich frei zu fühlen und Meinungen und Erfahrungen zu teilen. Gerade in Safe Spaces für queere Menschen ist Diversität in äußerlichen Merkmalen nicht nur willkommen, sondern wird oft sogar gefeiert (zB Drag Shows). Wir als queere Community werden noch immer systematisch diskriminiert, so dass wir solche Räume brauchen, andererseits sind wir vergleichsweise privilegiert, dass wir diese Räume öffentlich leben dürfen. Mitteleuropa hat in den letzten Jahren gute Fortschritte gemacht, aber wir dürfen in Anbetracht des Rechtsrucks nicht vergessen, dass diese Fortschritte auch jederzeit wieder abgebaut werden können.

Stehen wir also gemeinsam zu unserem Recht auf Ausdrucksfreiheit – laut und bunt!

Carina Kapeller

arbeitet im Gesundheitswesen

Tinder, Badoo und Grindr

Wie Datingplattformen das Menschliche aus dem Menschen nehmen

> Text von
Sebastian Brandstätter

Das Menschsein in Sozialen Netzwerken

Die Entmenschlichung in den Sozialen Netzwerken. Ein Begriff, der nicht erst seit gestern in Talkshows angesprochen, von Expert*innen diskutiert oder das Thema einer Podcastfolge ist. Mittlerweile ist so gut wie jeder Person, die sich im Internet bewegt, auch bewusst, dass sie einen Teil ihrer Menschlichkeit an der Garderobe abgibt, bevor sie auf Instagram, X (formaly known as Twitter) oder TikTok geht. Hierbei gibt es nur drei Möglichkeiten: Entweder ist man sich des Ganzen nicht bewusst, man ist sich dessen bewusst, nimmt es aber in Kauf oder hält aus Prinzip Abstand zu diesen Plattformen. Egal wo man sich nun selbst zwischen diesen drei Wegen sieht, eines steht fest: Wie wir im Internet andere Menschen wahrnehmen und von anderen Menschen wahrgenommen werden, hat sich zu einer gesellschaftlichen Thematik mit unglaublicher Tragweite gemausert.

Die „unsozialen" Dating Plattformen

Aspekte von Instagram, X und Facebook lassen sich zum Teil auf das heutige Online Dating und die damit verbundenen Plattformen übertragen. Die Schnelllebigkeit, das Überangebot an Menschen und besonders die wahrgenommene Narrenfreiheit. Während ich, wenn ich beim Date mit einer Person in einer Bar mindestens einen schrägen Blick und vielleicht ein Getränk ins Gesicht bekomme, wenn ich sie als hässliche, nicht liebenswerte Person bezeichne, blockiere ich auf Grindr einfach die Person und muss nie wieder von ihr hören oder sie sehen. Aus den Augen, aus dem Sinn. Nach zwei Minuten habe ich bereits wieder vergessen, dass die Interaktion je stattgefunden hat.

Wenn es nicht so traurig wäre, wäre es vor allem eines – sehr interessant. Sobald ich den Menschen nicht mehr real vor mir habe, die Reaktionen meines Gesagten und meiner Taten nicht mehr direkt zu spüren bekomme, verhalte ich mich so, wie ich mich auf offener Straße niemals gegenüber einem Mitmenschen verhalten würden. Dieser Aspekt verbindet soziale Netzwerke und Dating Plattformen miteinander.

Es gibt aber einen anderen Aspekt, der sie trennt. Bei sozialen Netzwerken wie Instagram oder TikTok geht es oft darum, sich mit lustigen Videos zu unterhalten und in der Mittagspause einfach auch etwas hirnlos durchzuswipen. Ein harmloser Zugang. Oft vergleicht man sich mit anderen Menschen und das kann selbstverständlich enorm negative Folgen für die eigene Selbstwahrnehmung haben. Trotzdem wage ich zu behaupten, dass Dating Plattformen ein höheres Potential für persönlichen Schaden bergen können.

Aus persönlicher Sicht kann ich behaupten, dass bei mir selten ein Tag vergeht, an dem ich auf Plattformen wie Grindr nicht für mein Aussehen kritisiert werde. Ich bin zu dürr, habe ein komisches Gesicht, die Liste lässt sich lange fortführen. Ich kann mir vorstellen, dass das gerade Beschriebene für viele, die das lesen, auch Realität ist, sofern sie ein aktives Profil auf einer ähnlichen Plattform betreiben. Falls ja, dann willkommen im Klub – ich kann euch wenigstens eine Gewissheit mitgeben: Ihr seid alles andere als allein. Oft wird dann argumentiert, dass das nun mal die Plattform ist und man sich nicht erwarten dürfte wie ein Mensch mit Gefühlen behandelt zu werden. In jedem anderen Kontext würden wir so eine Aussage kritisieren, im Bezug auf gewisse Plattformen nehmen wir sie als naturgegeben hin.

Solche Nachrichten, die direkt an uns gerichtet sind, uns persönlich oft auch nah gehen, weil sie selten char-

mant verfasst sind und oft unser Aussehen betreffen, können ein starker Zündstoff für eine verzerrte Selbstwahrnehmung sein. Auf Online Dating Plattformen geht es nun mal um Emotionen und jede Beleidigung gegenüber dem eigenen Aussehen schneidet vielen Menschen tief ins Herz und hinterlässt Narben.

Der queere Mosaikstein im großen Gemälde

Warum aber ist diese Thematik besonders wichtig für die queere Community? Am Ende betrifft es doch alle Menschen, die sich in den virtuellen Ring des Onlinedatings werfen. Ja, dem gebe ich absolut Recht. Es betrifft uns alle. Aber besonders queere Menschen leiden auch in der heutigen Zeit noch unter Ausgrenzung, Diskriminierung und fehlender Wertschätzung. Viele Menschen in der queeren Community bauen sich besonders in jungen Jahren noch ihr Selbstwertgefühl und besonders ihre Selbstliebe auf. Sie sind beeinflussbar und ein Funken auf Datingplattformen in Form einer beleidigenden Nachricht kann zu einem Flächenbrand ausarten.

Man stelle sich vor, ein junger Mensch auf dem Land meldet sich zum ersten Mal auf einer einschlägigen Plattform an, weil es die einzige Möglichkeit für ihn ist, zu daten, ohne zwei Stunden in die nächstgelegene Stadt fahren zu müssen. Statt netten Gesprächen und das Gefühl zum ersten Mal irgendwie aufgenommen zu werden, schlagen ihm Hassnachrichten und Beleidigungen gegenüber dem Aussehen entgegen. Der mögliche emotionale Schaden kann sehr einschneidend sein.

Von Mensch zu Mensch

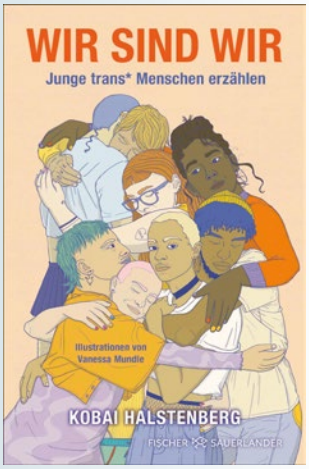
Was soll dieser Beitrag aussagen? Ich erwarte nicht, dass beispielsweise Grindr eine Wohlfühlplattform wird, bei der jede Person mit Samthandschuhen angefasst wird. Ich erhoffe mir etwas Generelleres und vor allem Nachhaltigeres für alle. Von Mensch zu Mensch bitte ich alle, sich aktiv bewusst zu machen, wie mächtig Worte sind. Ihr könnt einem Menschen mit euren Worten ein schönes Gefühl trotz unterschiedlicher Vorstellungen in Sachen Dating schenken. Auf der anderen Seite könnt ihr sie tief verletzen, was ihr vielleicht nach einer Minute vergessen habt, für die andere Person aber Wochen nachhallt. Behandeln wir uns gegenseitig, in der realen Welt oder auf Dating Plattformen wie Menschen, die Gefühle und Facetten haben. Die Welt ist bereits verrückt genug, da müssen wir uns nicht noch gegenseitig kleinreden. Bewusstsein ist wichtig denn, nur weil du die Tränen nicht siehst, die deine Worte ausgelöst haben, heißt es nicht, dass sie nicht da sind.

Sebastian Brandstätter

studiert Politikwissenschaften, ist Redakteur bei Gay-Salzburg.at und im Vorstand der Heublumen – LGBTQIA+ Initiative

BUCHBESPRECHUNGEN V

Junge trans Menschen erzählen*

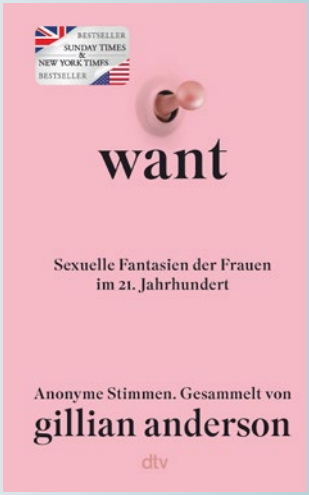


In diesem berührenden Buch erzählen 18 junge trans* Menschen über ihr Leben. Sie berichten von ihrer Transition, von ihrem Outing, von Erfahrungen der Ausgrenzung, aber auch von wunderschönen Momenten. Dieses Buch macht Mut, weil alle Erzählungen zeigen, wie wichtig es ist, zu sich selbst zu stehen. Viele Personen, die Diskriminierung erleben, finden in der queeren Community eine neue Familie. „Die queere Community hilft sehr, sich entspannen zu können, weil man nicht angefeindet wird, weil man sich nicht verstellen muss“, sagt Coley (they/them), 18 Jahre alt, auf dem Land aufgewachsen. Coley will queeren Personen, die es gerade schwer haben, mitgeben: „Egal wie scheiße es dir gerade geht, es wird besser werden! Es lohnt sich zu kämpfen und weiterzumachen.“ Seitdem Coley sich geoutet hat und Testosteron nimmt, „war mein Leben nie angenehmer, und ich war nie glücklicher“. Von der Politik wünscht sich Coley: „Aufhören, queerfeindliche Narrative zu verbreiten und Expert*innen einbeziehen.“ Coley will nicht, dass „immer cis und hetero Menschen darüber entscheiden, wie queere Menschen zu leben haben“. Coley hält es für notwendig, dass Erwachsene junge Menschen nicht bevormunden: „Hört den Kindern und jungen Menschen zu und lasst sie für sich selber sprechen.“ Gesellschaftlich werden Jugendliche noch nicht als vollwertige Menschen gesehen, „sondern immer nur als die Jugendlichen, auf die wir herabschauen, die Jugendlichen, die wir kontrollieren dürfen, die Jugendlichen, deren Körper wir uns aneignen können.“ Das müsse sich ändern. Es müssen endlich Gesetze für Jugendliche erlassen werden, fordert Coley. Nicht nur junge Menschen, sondern auch Erwachsene sollen dieses wichtige Buch lesen.

Kobai Halstenberg: Wir sind wir. Junge trans* Menschen erzählen. Fischer Sauerländer Verlag, Frankfurt am Main 2024.

Sexuelle Fantasien von Frauen

Dieses Buch enthält die tiefsten und geheimen sexuellen Fantasien von Frauen aus verschiedenen Ländern und mit unterschiedlichen sexuellen Identitäten. Gesammelt wurden die anonymen Briefe nach einem Aufruf der Autorin Gillian Anderson. Mitgemacht haben Frauen aus aller Welt. Viele dieser Fantasien sind oft besonders queer. So erzählen Frauen, die sich als heterosexuell definieren, über Fantasien von sexuellen Kontakten mit anderen Frauen. Leider seien solche Vorstellungen „auch heute noch mit Scham oder Schuldgefühlen verbunden“, schreibt Anderson. So erzählt eine Frau, dass sie früher beim Onanieren versucht habe, an ihren Mann zu denken. „Denn das wird ja eigentlich erwartet, aber zum Orgasmus kam ich so nie.“ In ihrer Fantasie stelle sie sich nun Sex mit einer Frau vor. „Hinterher habe ich enorme Schuldgefühle. Ich schaue in den Spiegel und frage mich, was mit mir nicht stimmt.“ Für viele Frauen „ist Bisexualität ein integraler Bestandteil ihrer Fantasien, in einigen Briefen ging es um Sex mit Transmännern oder -frauen oder androgynen bis femininen Männern“, heißt es in dem Buch. Andere Frauen beschreiben „Fantasien von einvernehmlichem BDSM-Sex zwischen erwachsenen Menschen in der dominanten oder unterwürfigen Rolle“, so Anderson. „Interessanterweise schreiben viele Frauen, die davon träumen, dominiert zu werden, dass sie im echten Leben eine berufliche Machtposition mit großer Verantwortung innehaben.“ So heißt es in einem Brief: „In meine Fantasie gebe ich die Kontrolle ab, an die ich mich in anderen Lebensbereichen klammere.“ Das Buch ist nicht nur für Frauen gedacht, weil die Lektüre zum Erforschen und Nachdenken über die eigenen sexuellen Sehnsüchte anregt.



Gillian Anderson: want – Sexuelle Fantasien der Frauen im 21. Jahrhundert. dtv Verlagsgesellschaft, München 2024. Übersetzt von Kim Köstlin.

ON CHRISTIAN HÖLLER

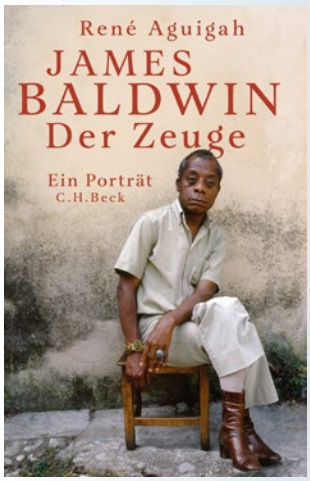
Queer in Afrika

In Europa wissen wir wenig über das Leben von queeren Menschen in Afrika. Umso erfreulicher ist, dass immer mehr Bücher mit queeren Themen aus Afrika in deutscher Übersetzung erscheinen. Der Albino Verlag hat jetzt den Roman „Die Frauen seines Lebens“ von Ahepka Yves Moïse N’Guessan veröffentlicht. Der Autor stammt aus Côte d’Ivoire (früher Elfenbeinküste). Côte d’Ivoire gehört zu den wenigen afrikanischen Ländern, in denen gleichgeschlechtliche Liebe nicht verboten ist. Trotzdem werden queere Menschen diskriminiert und ausgegrenzt. In dem Roman geht es nicht nur um den Hass auf queere Menschen, sondern auch um andere Themen wie Frauenfeindlichkeit, Zwangsheirat und weibliche Genitalverstümmelung. Die Hauptfigur in dem Buch ist der erfolgreiche Arzt Marco, der in der vier Millionen Einwohner zählenden Stadt Abidjan lebt. Marco führt nach außen hin ein Bilderbuchleben. Er ist verheiratet, hat eine attraktive Frau und kümmert sich liebevoll um die Tochter. Die Familie lebt in einer Villa in einem noblen Viertel. „Aber perfekte Familien verbergen oft schlimme Geheimnisse“, schreibt der Autor. An einem Abend bricht die mühsam aufgebaute Fassade mit voller Wucht zusammen. Denn Marco wird von seiner Frau beim Sex mit einem anderen Mann erwischt. Es sei ein Abend gewesen, „an dem alle Masken fielen und all die tief in unseren Herzen verborgenen Wahrheiten ans Licht drängten“, heißt in dem Buch. Das Besondere an dem Roman ist, dass nicht nur die Sichtweise von Marco erzählt wird, sondern auch die Perspektiven und Lebensgeschichten seiner Frau, seiner Mutter und seiner Tochter. Dabei tun sich bei allen Personen tiefe Abgründe aus der Vergangenheit auf. Der Roman überzeugt durch seine atmosphärische Dichte und ist zu empfehlen.

Ahepka Yves Moïse N’Guessan: Die Frauen seines Lebens. Albino Verlag, Berlin 2024. Übersetzt von Christiane Landgrebe

Schwarz und schwul

Kaum ein anderer Schriftsteller des 20. Jahrhunderts ist bis heute so populär wie James Baldwin (1924 bis 1987). So sagte etwa die Pop-Ikone Madonna, dass Baldwin eine „großartige Inspiration für ihr ganzes Leben“ gewesen sei. Schon zu Lebzeiten wurde der US-Autor mit seinen Büchern wie „Giovanni‘s Room“ und „The Fire Next Time“ berühmt. Nun hat René Aguigah ein lesenswertes Porträt über Baldwin geschrieben. Darin beschreibt Aguigah nicht nur den Werdegang des Schriftstellers, sondern er geht auch der Frage nach, warum die Texte von Baldwin auch heute so viel gelesen werden. Baldwin war Schwarz und schwul. Er lebte in einer queerfeindlichen und rassistischen Gesellschaft. Seine Texte beschäftigen sich mit großen Themen wie Liebe, Hass, Rassismus und Sexualität. Seine Kindheit war von Armut geprägt. Sein Stiefvater war jähzornig. Baldwin spürte den Hass des Stiefvaters, suchte aber nach Auswegen. Zu den Hassausbrüchen meinte Baldwin: „Wahrscheinlich halten die Menschen auch deshalb so stur an ihrem Hass fest, weil sie ahnen: Ist der Hass einmal verschwunden, kommt der Schmerz.“ Baldwin hat den Selbsthass bei Schwarzen immer wieder thematisiert. Das werde laut Aguigah heute „als internalisierter Rassismus und Colorism bezeichnet“. Gemeint ist unter anderem „die verinnerlichte Abwertung der eigenen rassifizierten Merkmale“ sowie die „abgestufte Abwertung dunklerer Hautfarben zugunsten hellerer, die der weißen Norm näherkommen“. Baldwin schrieb auch über Homosexualität. In seinem Roman „Giovannis Zimmer“ geht es um einen schwulen Mann, der Angst davor hat, die Liebe zu einem anderen Mann zuzulassen. Das vorliegende Porträt macht Lust, die Bücher von Baldwin zu lesen.



René Aguigah: James Baldwin. Der Zeuge. Verlag C.H. Beck, München 2024.

Das verlorene Paradies

Die Viennale 2024

> Text von
> Anette Stührmann

Das Paradies ist für jede/n etwas anderes. Für die Schweikhart-Brüder aus Pablo Siggs „Lamaland"-Trilogie, die sich als letzte Nachkommen von Nietzsches Siedlung (ursprünglich von dessen Schwester in seinem Namen gegründet) sehen, scheint die Hölle im dritten Teil mit „Paradies" (Mexiko/Schweiz) ins Gleichgewicht gekommen zu sein. Noch immer lauern sie um einander herum; das aber einen Tick weniger blutrünstig als in den vorherigen Teilen „Satan" und „Totentanz". Zwar steht die Hütte im paraguayischen Dschungel immer noch verwahrlost da, strotzt der Dreck, der sich um sie herum sammelt, immer noch aus allen Poren, und bilden ihre Lumpen einen schwarz-weißen Kontrast zum Urwald, doch erscheinen sie auch voll gelassener Lebenslust in der „Gespensterveranstaltung" (aus dem Katalog). Es ist jedes Mal ein kauziges Vergnügen, wenn das METRO-Kino zu einer neuen Episode ins Leben des grausig-schrulligen Paares einlädt.

„No Other Land" (Palästina/Norwegen) von Basel Adra, Hamdan Ballal, Yuval Abraham und Rachel Szor weist ähnliche Gegensätze, aber kein Amüsement auf, wenn die Filmemacher*innen dem Journalisten ihre palästinensischen Heimatdörfer im Westjordanland zeigen, deren Zwangsumsiedlung vor zwei Jahren für rechtens erklärt wurde. Immer noch harren einige Bewohner*innen entschlossen aus und stellen sich den Bulldozern entgegen.

Von einem ganz anderen Planeten scheint Annie Bakers „Janet Planet" (USA/UK), der bereits bei der diesjährigen Berlinale für ausverkaufte Kinosäle sorgte, zu sein. Die elfjährige Tochter Lacy der titelgebenden Mutter hat Schwierigkeiten mit Gleichaltrigen, weigert sich, im Feriencamp zu bleiben, schmiert ihre Haare überall hin und verbraucht das Shampoo der Freundin der Mutter, die darüber gar nicht amüsiert ist. Wohl aufgrund der wechselnden Männerfreundschaften von Janet und einer Frauenfreundschaft, die Lacy auch nicht ganz versteht, aber besser zu ertragen scheint, macht sie sich unter anderem über ihre Identität Sorgen und fühlt sich aufgrund der exzessiven Beschäftigung der Mutter mit älteren Männern oftmals vernachlässigt, während die Mutter streckenweise überfordert ist und sich Rat bei vermeintlichen Verbündeten holt – was wie Verrat an der Tochter wirkt. Der Film kommt wie ein französisches Sommerdrama daher und klingt als freundlich-gespenstische Waldidylle in Massachusetts aus. Ein wenig queer wirkt er aufgrund der intensiv-intimen Freundschaft zwischen Janet und der haltlosen Besucherin zudem auch, obwohl nichts explizit Belegbares auszumachen ist.

Andreas Dresen stellte seinen Spielfilm dokumentarischen Hintergrunds „In Liebe, Eure Hilde" vor, der ebenfalls bereits bei der Berlinale für Bewunderung sorgte und bei Erscheinen dieser Besprechung noch in den Wiener Kinos laufen sollte. Dresen ist der mit den vielen tollen deutschen Filmen, die er seit nunmehr 25 Jahren präsentiert – „Nachtgestalten", 1999, „Halbe Treppe", 2002, „Sommer vorm Balkon", 2005, „Als wir träumten", 2015, „Rabiye Kurnaz gegen George W. Bush", 2022 – und wieder hat er einen Coup gelandet. Mit anfangs vielen Outdooraufnahmen und auch ein bisschen Liebesspiel, das zeitweilig erschreckend nüchtern-realistisch daherkommt, geht es hier allerdings nicht um mehr oder weniger tragische Nacht- und Taggestalten, die am Ende entweder ihre Beziehung, einen unglücklich Gestrandeten oder einen vermeintlich Abtrünnigen retten, sondern um die Widerstandsgruppe um Hans und Hilde Coppi im Berlin der nationalsozialistischen Terrorherrschaft. Im Gegensatz zur Serie „Babylon Berlin", wo Liv Lisa Fries berlinerisch-frech und draufgängerisch daherkommt, tritt sie in dem Widerstandsdrama zunächst vorsichtig-ängstlich und später abgeklärt-resigniert auf, als ihr klar wird, dass es ab einem gewissen Punkt kein Zurück mehr gibt. Ein wundervoller Film, der traurig macht, wenn man bedenkt, wie unnötig diese menschliche Grausamkeit ist, die sich in anderen Ausmaßen regelmäßig zu wiederholen scheint.

Mit dem Thema Krieg hat sich auch Roberto Minervini beschäftigt, und zwar in seinem rein fiktionalen Werk „The Damned" (Italien/USA/Belgien). Er geht dem Thema „auf den absurden Grund" (aus dem Katalog) und wurde dafür in Cannes in der Sektion „Un Certain Regard" mit dem Preis für die Beste Regie ausgezeichnet. Jedenfalls werden Soldaten der Unionsarmee gezeigt, wie sie während des amerikanischen Bürgerkriegs im Winter 1862 die Front im Westen verteidigen und sich in Gesprächen mit ihren Schicksalsgenossen darüber klarwerden

Dahomey

wollen, was sie hier eigentlich tun und vor allem warum sie das tun. Gibt es einen Sinn, für den es sich lohnt, zu sterben? Wie steht es um das nationale Gewissen, oder steht nicht doch die eigene Unversehrtheit und Freiheit über der scheinbaren Verpflichtung, seinen Mann zu stehen? Darin gibt es ohne weiteres auch zärtliche Szenen, die dem Thema Krieg entgegengesetzt werden, wenn die Männer sich zum Beispiel zu intimen Dialogen zurückziehen oder sich der Körperpflege am eisigen Fluss widmen.

Abschlussfilm der diesjährigen Viennale ist jener von Mati Diop als Gewinnerin des diesjährigen Goldenen Bären: „Dahomey“. Es geht darin um Raubkunst aus der französischen Kolonialzeit in Afrika und deren Rückkehr in den heutigen Staat Benin. Die Studierenden einer Universität, die die Geschichte und Ereignisse diskutieren, bilden den Mittelpunkt in der Auseinandersetzung um unwiederbringlich Verlorenes und Bemühen um Wiedergutmachung.

Und dann gab es natürlich auch die etwas leichteren Filme, die ein begeistertes Viennale-Publikum anzogen, so zum Beispiel der französische Dokumentarbeitrag „Ce n’est qu’un au revoir“ von Guillaume Brac, der eine Gruppe von Schüler*innen an einem Internat begleitet, die sich in ihrer Abschlussklasse auf den Ernst des Lebens und ihre weiteren Wege vorbereiten. Es wird viel gescherzt, gespielt und gelacht, aber manchmal auch zusammen geweint, und ein Jüngling in der Mädchengruppe erhält eine neue Frisur, die ihn aus der unbeschwerten gender-harmonischen Welt in den Konkurrenzkampf um einen renommierten Studien-

The Outrun

platz entlässt. Nicht weniger verspielt, aber auch nicht weniger ernsthaft geht es in dem ebenfalls französischen Beitrag „Averroès & Rosa Parks“ von Nicolas Philibert zu. Ins Blickfeld geraten hier zwei Psychiatriestationen und die darin angesiedelten „neurodiversen“ Patient*innen, die in teils endlosen Redeschleifen von ihren Sorgen, Nöten und Hoffnungen erzählen. Ein anderer Film, der bereits bei der Berlinale gezeigt wurde, ist der US-amerikanische Beitrag „A Different Man“ von Aaron Schimberg. Darin erhält jemand eine Wunderheilung, die sein Gesicht verschönert. Er glaubt, damit sowohl als Schauspieler als auch bei potentiellen Sexualpartner*innen besser anzukommen. Als dem nicht so ist und er daran verzweifelt, dass er nicht mehr weiß, wer er eigentlich ist, dreht sich alles um, was seine Identität bisher bestimmte. Der Film ist tiefgründig, kommt aber vordergründig einfach daher. Gut, wenn man ihn fünfmal anschauen kann, um sich über die eigenen Gefühle hinsichtlich des Gezeigten und auch die eigenen Vorurteile gewahr zu werden. Begeistert hat mich dagegen „The Outrun“ (UK/D) von Nora Fingscheidt, die vor fünf Jahren mit „Systemsprenger“ von sich reden machte. Nun kam sie mit ihrer Trinkergeschichte um eine Frau aus London zur Viennale, die es zurück auf die Insel ihrer Heimat verschlägt, weil sie sich von ihrer leidenschaftlichen Abhängigkeit befreien will, was sich, wie zu erwarten, als nicht so einfach umsetzbar herausstellt. Immer wieder verfällt sie dem Rausch, ohne den das Leben eintönig erscheint. Eindrucksvoll spielt Saoirse Ronan die Protagonistin Rona, die sich bemüht, ihr Leben in ruhigere Bahnen zu lenken.

Für mich darf im Übrigen bei keinem Festival die französische Charakterschauspielerin Isabelle Huppert fehlen, die in „La Prisonnière de Bordeaux“ von Patricia Mazuy eine besonders begeisternde Figur macht. Neben und mit ihr Hafsia Herzi als Mina, die wie Alma regelmäßig ihren Ehemann im Knast besucht. Zwischen den gegensätzlichen Frauen, was Alter, Herkunft und Temperament angeht, bahnt sich eine innige Freundschaft mit Folgen an, die aber nicht ganz so tragisch endet, wie man anfangs befürchtet. Und um beim französischen Film zu bleiben, ist Alain Guiraudie auf keinen Fall zu vergessen. Er kehrt mit „Miséricorde“ zurück ins Thriller- und Killergenre – vor elf Jahren brillierte er darin bereits mit „L’inconnu du lac“ – und zeigt einen Jérémie (Félix Kysyl), der nach langer Abwesenheit in sein Heimatdorf zurückkehrt und dort ungeahnte Liebessehnsuchtsgelüste bei fast allen Beteiligten auslöst. Ein süchtigmachender Film, den ich in Endlosschleife hätte betrachten können, zumal Landschaft, Dorfidylle und wunderbare Figuren – mit dabei Catherine Frot als Martine – mit beunruhigender Schönheit aufwarten.

Zu guter Letzt sei auch noch „Peaches Goes Bananas“ (Belgien/Frankreich) von Marie Losier erwähnt, in dem die Kanadierin Merrill Nisker nicht nur mit ihrer queeren Performancekunst und ihren provozierenden Genderfragen dargestellt ist, sondern sie sich in dem „intimen Dokumentarporträt“ (laut Katalog) auch zu ihrer persönlichen Geschichte und ihren Familienverhältnissen äußert.

Innerhalb der Viennale wurden zudem Filmpreise vergeben: Als bester österreichischer Film wurde „The Village Next to Paradise“ von Mo Harawe ausgezeichnet, in dem es um einen Mann geht, der nach dem Tod seiner Frau eine depressive Phase durchmacht und in der Community kollektivtherapeutische Hilfe erfährt. Der Spezialpreis der Jury ging an „Favoriten“ von Ruth Beckermann, die eine Lehrerin im „wahrscheinlich vielfältigsten Bezirk Wiens“ (laut Jurybegründung) begleitet. Den Viennale-Preis der STANDARD Leser:innen-Jury erhielt Lucie Prost für „Fario“, einem Familiendrama um Landwirtschaft, Bergwerk und Traumata. Matthew Rankin aus Kanada wurde mit dem Fipresci-Preis für

„Une langue universelle“ geehrt: Eine „autobiographische Halluzination“, die „humanistische Poesie“ mit „trockenen Absurditäten“ und einer „Weltsprache des filmischen Geschichtenerzählens“ verquickt. Der Erste Bank Filmpreis wurde verliehen an Klára Tasovská für „Ještě nejsem, kým chci být“. Das ist eine Geschichte um eine Fotografin, die in ihren Bildern nach ihrem „wahren Selbst“ sucht.

Anette Stührmann

Freie Journalistin
und Autorin

Ještě nejsem, kým chci být

HOMOSEXUELLE INITIATIVE (HOSI) WIEN

1. Lesben- und Schwulenverband Österreichs

WERDE MITGLIED DER HOSI WIEN!

Durch eine Mitgliedschaft unterstützt du die wichtige Arbeit des Vereins und kommst in den Genuss zahlreicher Vorteile:

- ***Gratis HOSI-Regenbogen-Aufkleber***
- ***Gratis-Zusendung der LAMBDA-Nachrichten zu dir nach Hause***
- ***Nutzung des Serviceangebots (Information, Gruppenabende etc.)***
- ***Ermäßigter Eintritt beim Regenbogenball***
- ***Ermäßigter Eintritt bei diversen HOSI-Wien-Veranstaltungen***

Außerdem erhältst du verschiedene Sonderkonditionen bei anderen Vereinen, Lokalen/Geschäften, bei Mobilität, Theater/Bühnen und Veranstaltungen.

Alle Details auf www.hosiwien.at/vorteile

Wenn du aus welchen Gründen auch immer kein Mitglied werden willst, kannst du uns auch mit einer Spende unterstützen – wir freuen uns über Beträge in jeder Höhe!

Mitglied der ILGA, IGLYO und EPOA

Heumühlgasse 14/1,
1040 Wien

*An dieser Adresse befindet sich auch **Das Gugg**, unser Café und Vereinszentrum.*

gefördert durch

ZVR-Nr. 524534408
UID: ATU 64602914
Tel. +43 660 2166605

Internet
www.hosiwien.at
www.facebook.com/HOSI.Wien
www.instagram.com/hosiwien
office@hosiwien.at

Spendenkonto
AT92 1400 0100 1014 3980
BAWAATWW
(BAWAG P.S.K.)

Datenschutz
Mit diesem Antrag suchst du um die außerordentliche Mitgliedschaft in der Homosexuellen Initiative (HOSI) Wien mit allen Rechten und Pflichten an. Zum Zwecke der Erfüllung der Vereinsaufgaben gemäß unseren Vereinsstatuten (www.hosiwien.at/statuten) verarbeiten wir bzw. von uns für diese Erfüllung beauftragte Vertragspartner*innen folgende personenbezogene Daten von dir: •Name •Geburtsdatum •Anschrift •E-Mail-Adresse •Telefonnummer •Bankverbindung.
Deine Daten werden für die Dauer der Mitgliedschaft bei uns gespeichert. Für den Fall deines Austritts aus dem Verein werden deine Daten zur Erfüllung unserer gesetzlichen Aufbewahrungspflicht für die gesetzlich vorgeschriebene Dauer teilweise oder vollständig gespeichert und danach gelöscht. Als Teilnehmer*in an Veranstaltungen unseres Vereins werden deine personenbezogenen Daten, soweit diese für die Anmeldung oder Teilnahme an den Veranstaltungen erforderlich sind, gespeichert.

Wir dürfen dich darüber hinaus informieren, dass im Rahmen unserer Vereinsveranstaltungen möglicherweise Fotografien, Ton- und/oder Videoaufnahmen erstellt werden. Diese Aufnahmen können in verschiedenen Medien (Print, TV, Online) und in Publikationen (Print, Online) unseres Vereins Verwendung finden.

BEITRITTSERKLÄRUNG

Homosexuelle Initiative (HOSI) Wien
Heumühlgasse 14/1, 1040 Wien
ZVR-Nr. 524534408

+43 660 2166605
office@hosiwien.at

Vorname | Nachname | Geburtsdatum (T T M M J J)

Straße, Hausnummer/Stiege/Tür

IBAN AT

BIC AT | BANK

Abbuchung Mitgliedsbeitrag: ☐ halbjährlich ☐ jährlich

Ich ermächtige die HOSI Wien, den Mitgliedsbeitrag von meinem Konto mittels SEPA-Lastschrift einzuziehen. Zugleich weise ich mein Kreditinstitut an, die von der HOSI Wien auf mein Konto gezogenen SEPA-Lastschriften einzulösen.

Ich kann innerhalb von 56 Tagen, beginnend mit dem Belastungsdatum, die Erstattung des belasteten Betrages verlangen. Es gelten dabei die mit mei nem Kreditinstitut vereinbarten Bedingungen.

Unterschrift

SEPA-Ceditor-ID der HOSI Wien: AT16MBZ00000017884

PLZ | Ort

Telefonnummer

E-Mail ☐ Newsletter abonnieren

Ich unterstütze die Arbeit der HOSI Wien durch monatlich

- ☐ € 8,– Normalmitgliedsbeitrag
- ☐ € 4,– ermäßigten Mitgliedsbeitrag*
- ☐ € 15,– Fördermitgliedschaft

Die Zahlung erfolgt

- ☐ per Lastschrift
- ☐ per Überweisung
- ☐ in bar

* für Studierende und Erwerbslose

Ich möchte den Vereinszweck fördern und erkläre meinen Beitritt zum Verein Homosexuelle Initiative (HOSI) Wien als außerordentliches Mitglied.

Datum | Unterschrift

Außerordentliche Mitglieder sind berechtigt, an allen Veranstaltungen des Vereins teilzunehmen und dessen Einrichtungen und Vergünstigungen zu nutzen. Mit der außerordentlichen Mitgliedschaft ist kein Stimmrecht bei der Generalversammlung verbunden. Eine Kündigung der Mitgliedschaft ist jederzeit zum nächsten Monat per E-Mail oder Brief möglich. Statuten und Leitbild auf www.hosiwien.at/statuten

Ausgefüllte Beitrittserklärung bitte an die HOSI Wien senden oder im Gugg abgeben.